1815.643

Der Krokodill;

oder:

die letzten Schicksale der Menschen- und Staaten.

---

prophetisch-romantische Vision

vom Verfasser des

Napolion Bonaparte und das französische Volk.

Aus den Zeichen der Zeit und ihrem Spiegel — der Weltgeschichte.

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK BERLIN

Erster Band.

London, 1806.

Qui potest capere, capiat.

Eingang.

Nur der ein gutes Herz mit thätigem Willen verbindet, verdient die Bekanntschaft der Wissenschaften, denn er wird seine Kenntnisse zum Wohl der Menschheit brauchen.

Die Weisheit ist der Sonne ähnlich; sie erwärmt jeden Sterblichen, und leuchtet überall. Doch um die

Wonne ihrer Wärme zu fühlen, wird eine Organisation des Körpers erfodert, die dem Grade ihrer Wärme angemessen ist. Der böse Mensch ist nicht würdig, die Wege zu kennen, durch die die Kunst zum Glücke führt, denn was Segen der Menschheit in der Natur ist, würde bey ihm Fluch der Welt werden.

Die wohlriechenden Blumen duften vergebens für den, der keinen Geruch hat, und die Brosamen, die von der Tafel der Gottheit fallen, sind nicht für die Schweine, die im Kothe wühlen.

Es ist ein gewisser Grundsatz in der Natur, daß das heilsamste Kraut durch Mangel der Kenntniß seiner Kräfte zu Gift wird; und es liegt in der Natur der Mücke, daß sie sich an der Flamme verbrennt, weil sie ihre Wirkung nicht kennt.

Die Geheimnisse der Natur kann kein Mensch dem andern vollkommen kennen lehren: die Natur selbst ist die Priesterin, und weihet den in ihr Heiligthum ein, der sie gesucht hat, und der ihrer würdig ist.

Der, welcher einige Kenntniß be-

sitzt, kann dem andern, der sie wissen möchte, nur den Weg zu denselben zeigen, gehen muß der Lehrling selbst.

Hat der Lehrling krumme Beine und hinkt, so ist es nicht die Schuld des Lehrers; auch ist es nicht seine Schuld, wenn der Lehrling schielt, oder einäugig ist, oder, wenn er immer seine Augen aufwärts hebt, und die schönen Sachen nicht sieht, die zunächst an ihm sind. Auch ist es nicht des Lehrers Schuld, wenn der Lehrling stolpert; denn der Lehrer lehrt: langsam zu gehen.

Uebereilet nichts! — der Natur größte Geheimnisse sind am nächsten bey uns, und ruhiges Forschen findet sie eher, als schnelles Ueberblicken.

Nicht jeder Mensch ist der Ehre würdig, den Tempel der Weisheit zu besuchen. Auch hat die Gottheit alles so weise eingerichtet, daß der Böse sie nicht hintergehen kann. Der Vogel lebt in der Luft; der Fisch im Wasser; der Mensch auf der Erde. Jedes Element fodert eine gewisse Organisation des Geschöpfs, das in demselben lebt: so fodert auch der

Tempel der Weisheit eine gewisse Organisation des Weisen, die der Sphäre angemessen ist, in der er leben will.

Wer den Geheimnissen der Natur nachspüren will, der studire ihr großes Buch, dieses Buch ist die Natur. Glücklich, der die Buchstaben kennt, mit welchen dieses Buch geschrieben ist; noch glücklicher der, der buchstabiren kann; und am glücklichsten der, der darin zu lesen weiß. Lies in diesem Buche — lies mit dem Auge deiner Seele. Dieses Auge ist Beobachtung.

Das Auge deiner Seele muß heiter seyn. Diese Heiterkeit erlangt man durch die Ruhe der Leidenschaften. Nur in der reinen Quelle siehst du das Bild der Sonne; trübe ist ihr Licht in Bächen, die stürmend dahinrollen, oder wo Schlamm und Moos aus dem Grunde das Wasser trüben. So verhält es sich eben mit der Weisheit.

Wachs zerschmelzt beym Feuer; und dürres Holz verbrennt; was nicht schmelzen und brennen will, muß mehr als Wachs und Holz seyn.

Selbſtdenken iſt einer der richtigſten Wege. Wer ſelbſt denkt, iſt weit über den erhaben, der nur andern nachdenkt.

Man muß ſelbſt denken, nicht andern nachdenken; ſelbſt ſuchen, und nicht die Zeit mit Angaffen vertändeln, was Andere erfunden haben.

Leſen iſt gut, aber Selbſtdenken iſt beſſer.

Wer leſen will, der leſe mit Gleichgültigkeit und kaltem Blute. Er reinige ſeine Seele von Vorur-

theilen des Anſehns, ſey gelaſſen und verwerfe nichts. Vor allem hüte ſich der Menſch vor Stolze.

Der Stolz iſt ein Gräuel in den Augen der Weisheit. Der Stolz hat den Menſchen von den Wegen der Wahrheit entfernt, und hinderte ihm den Zutritt in den Tempel der Natur.

Der Stolz iſt die Urſache, daß die Gelehrten immer in den Wolken ſchweben, und die Schätze nicht kennen, die unter ihren Füßen liegen.

Der Stolz verachtet alles, lacht

über alles, was es nicht begreift. Er läßt sich nie herab, und findet daher viele Geheimnisse nicht, die oft die Natur dem ganz gewöhnlichen Menschen mitgetheilt hat.

Der Stolz verkünstelt alles, und überstudirt die ganz natürlichen Erscheinungen. Er vergißt, daß die Einfachheit die sonderbarsten Wirkungen erklärt. Der Stolz sucht immer das Große, das Erhabene, das Wunderbare, und die wahre Ursache, die in der Einfalt der Natur liegt, entwischt seinen Bemerkungen.

Der Menſch, erſchaffen zu unendlichen Seligkeiten, hat die wirkendſten Triebe in ſich, und die höchſte Macht der Seele.

Der Menſch verkennt dieſe Macht, gebraucht ſie nie, oder ſelten, ſchwächt ſeine eigne Kraft, und ſucht Weisheit und Wiſſenſchaft, wo er ſie nicht finden kann.

Gelehrte werfen den Kern oft fort, und ſchreiben Folianten über die Schale.

Der Stolz der Gelehrten, ihre

Schulzänkereyen, entfernen uns von den Wegen der Wahrheit; denn diese ist nicht für den Stolzen, sondern für den, der mit aufrichtigem Herzen Kenntnisse sucht, der Menschheit zu nützen.

Du, dessen Seele zur Empfänglichkeit höherer Dinge, du, Mensch und Bruder! wirst mich verstehen; und du, dessen Seele diese Stimmung nicht hat, du sollst mich nicht verstehen.

Du, in dessen Seele der Keim zum Guten liegt, dir wird der Na-

nur dunkles Hieroglyph deutlich wer-
den, und ein näherer Umgang mit
dieser Schrift wird dir Aufschlüsse
über manches große Geheimniß geben.

Es giebt Dinge in der Natur,
die für den größten Haufen der Men-
schen Geheimnisse sind und Geheimnisse
bleiben werden, weil der größte Hau-
fe aus Dummen und Bösen besteht,
welche die Geschenke der Gottheit
mißbrauchen würden.

Die mittelbar wirkende Kraft der
Gottheit in dieser Körperwelt ist die
Natur.

Wer die Gottheit von der Natur entfernen will, trennt die Seele vom Körper.

Wo Gott mittelbar wirkt, iſt die Kraft dieſer mittelbaren Wirkung Natur.

Der bewölkte Verſtand des Menſchen findet oft keinen Grund zur Erklärung einer Sache in der Natur, und nennt ſie daher übernatürlich.

Das Uebernatürliche in dieſer Körperwelt gründet ſich mehr auf die Eingeſchränktheit unſrer Kenntniſſe, als

auf die Wesenheit der Sache. Es giebt Kräfte, Wirkungen und Folgen, und aus diesen besteht alles.

Kräfte und Wirkungen bindet keine absolute Nothwendigkeit, sondern ihre Nothwendigkeit ist nur relativ nothwendig; die Folgen aber sind absolut nothwendig; denn Folgen sind Kinder der Wirkungen, und Wirkung ist die Tochter der Kraft.

Die Kraft liegt im Ganzen; jede Wirkung in der Kraft, jede Folge in der Wirkung; alles schließt sich in eine Kette.

Ohne Gott ist die Natur ein todtes Wesen. Natur ist der Herold des Ewigen, das Organ, das den Schöpfer verkündigt, und die Gottheit mit der Körperwelt verbindet.

In der Natur liegt die wirkende Kraft der Gottheit zum Besten der Körperwelt.

Die wirkende Kraft der Gottheit äußert sich in den verschiedenen Wirkungen der Natur. Die Natur ändert sich nicht, nur die Art der Verschiedenheit ihrer Wirkung ist die Ursache der Verschiedenheit der Folgen.

Verschiedene Folgen können die nämliche Kraft, aber nicht die nämliche Wirkung zur Ursache ihrer Entstehung haben.

Der Mensch, äußerst träge seiner Natur nach, begnügt sich immer mit den nächsten Ursachen zur Erklärung der ihm auffallenden Erscheinungen. Daher schrieben die Menschen in den ältern Zeiten alles der Zauberey zu, wovon sie keine natürliche Ursache finden konnten.

In unserm Zeitalter läugnet man alles, was nicht begreiflich ist, und

so war der Fehler alles zu glauben der Fehler vergangener Jahrhunderte, und der Fehler, alles zu verwerfen, was man nicht begreift, der des gegenwärtigen.

Die Weisheit der mehrsten Gelehrten schränkt sich auf das ein, was andere gedacht und gesagt haben.

Es ist ein großer Unterschied zwischen denken, was andere gedacht haben, und sagen, was andre gesagt haben, und zwischen Selbstdenken und Selbstsagen.

Die Gelehrten unſers Jahrhunderts ſcheinen vergeſſen zu haben, daß die Theorie der Praxis ihr Daſeyn zu danken hat, und daß die Natur war, ehe es Regel gab.

Ein Geiſt, der unfähig iſt, das Wahre und Schöne zu ſchätzen, wird am eheſten durch das Wunderbare und Seltſame gereizt. Je unwiſſender und unerfahrner ein Menſch iſt, deſto eher kann ſeine Einbildung in Bewegung gebracht werden.

Die angenehmſte Nahrung eines trägen Geiſtes ſind ſonderbare Er-

ſcheinungen und außerordentliche Ereigniſſe. Alles Ungewöhnliche hat für den Unerfahrnen doppelte Reize.

Der Unerfahrenheit ſind die gemeinſten Sachen ungewöhnlich. Je mehr man bei einem Volke ſeltſame und wunderbare Dinge erzählt, deſto dümmer, deſto abergläubiſcher iſt das Volk, und folglich deſto barbariſcher.

Den Zuſammenhang der Begebenheiten und Wirkungen zu entdecken, iſt die Beſchäftigung des Arbeitſamen, und Ueberlegung wird hier

zu erfodert; allein der Träge überlegt nicht, und stellt sich solche Verhältnisse vor, welche seine Einbildung befriedigen.

Ein Kind und ein Wilder begnügen sich mit jeder Antwort auf jede Frage; besonders wenn diese Antwort ihrem Geiste ein Bild darbeut, das ihre Phantasie beschäftigt.

Für den Menschen ist dieses das Angenehmste, was ihn durch besondre Eindrücke rührt, und seine Phantasie in eine schmeichelnde Bewegung setzt.

Dieſes erklärt die Liebe der Wilden zum Sonderbaren, der Hang ungebildeter Völker zum Aberglauben, die Blendwerke der Charlatane, die Freude an Erzählungen von Geſpenſtergeſchichten, der Hang der Damen zur Wahrſagerey, Kartenſchlagen, Taſſengießen u. ſ. w.

Der Menſch täuſcht ſich lieber durch Hoffnungen, als daß er ſich durch Wirklichkeit überzeuge. Er lernt nach und nach allerley Güter kennen. Es entſteht in ſeiner Seele die Luſt nach ihrem Genuſſe; aber dafür ſoll er nun arbeiten, und was

noch ärger ist, denken, und er möchte doch nur wünschen: was ihm ohne viele Mühe den Besitz geträumter Glückseligkeiten verspricht, ist ihm willkommen.

Aus diesem Grunde ist der Charlatan in der Welt mehr angesehen, als der Weise.

Aus dieser Schwäche des Menschen zieht der Quacksalber, Geisterbeschwörer, der Goldmacher seinen Vortheil, der Schatzgräber, Geisterseher, Lotterieberechner und Teufelsbanner.

Aus diesem Grunde bekommen alle diese Betrüger mächtige Protektion von Reichen und Adelichen, weil Reiche und Adeliche meistentheils faul sind, und alles gern ohne viele Mühe auf die bequemste Art besitzen möchten.

Aus der Kenntniß des Menschen folgen nachkommende Sätze.

Je mehr die Vernunft eines Volkes, oder eines einzelnen Menschen, anwächst, desto weniger Eingang finden die angeführten Schwärmereyen.

Je mehr diese bey einem Volke, oder einzelnen Menschen, Eingang finden, desto unvernünftiger ist das Volk, desto dümmer der Mensch.

Je mehr der Kopf eines Menschen von wirklichen Begriffen leer ist, desto leichter beherrschen ihn erdichtete und falsche.

Je mehr ein Gelehrter aus Büchern und Autoren spricht, desto weniger hat er eigne Denkkraft.

Je mehr Wahrheit und Licht sich verbreiten, je mehr die Uebermacht

der Einbildung geſchwächt iſt, deſto mehr verſchwindet das Sonderbare.

Nur der Weiſe ſpürt den Geheimniſſen der Natur nach, er geht ſeine eignen Wege und prüft die, welche man ihm vorſchreibt.

Die Natur gleicht einem Freunde, ſie hat keine Geheimniſſe für den, der ihrer Freundſchaft und ihres Umgangs würdig iſt.

Vorwitz, Stolz, Eigendünkel, blinder Hang an Autorität, Gelehrtheitsſucht, ſind die Irrlichter auf den

Wegen, die zu den Geheimnissen der Natur führen.

Oft glauben wir diesen Geheimnissen nahe zu seyn, da wir am weitesten von ihnen entfernt sind.

Warum hast du dein Auge? wozu zu dein Ohr? wozu deine Hand? daß du selbst siehst, höreſt, selbst fühlst. Warum willst du denn sehen durch andre Augen, hören durch andre Ohren, und fühlen durch andre Hände?

So lange der Mensch sich sagt:

wenn ich dieſes oder jenes wüßte, ſo wollte ich dieſes oder jenes thun, ſo lange ſchließt er ſehr irrig, und wird wenig Fortſchritte in ſeinen Kenntniſſen machen.

Wenn er aber ſagt: wenn ich dieſes oder jenes wüßte, ſo würde ich ganz anders über dieſe Sache denken, dann ſchließt er richtiger und iſt ſeinem Zwecke näher gekommen.

Selten kann der Menſch ſagen: dieſes oder jenes iſt unmöglich, denn die Begriffe der Menſchen ſind eingeſchränkt, und dieſes Behaupten wür-

de alle mögliche Kenntnisse der Kräfte der Natur voraussetzen.

Vieles ist nach unsern Kenntnissen unmöglich, das doch möglich in der Natur ist.

Die Natur ist einer Schönen gleich, deren leichtes Gewand die Zephyre durchwehen. Nur da und dort enthüllt sie einige Reize, und verdeckt sorgfältig ihre Schönheit. Sie gleicht einem edeln Mädchen, um das viele Jünglinge werben, und das doch nur den zu ihrem Bräutigam wählt, der ihrer am würdigsten ist.

Der Weiſe lernt die Scheidekunſt von der Sonne, von der Luft die Geſetze der Bewegung, vom Thier den Gebrauch der Kräuter, und die Heilkunde von den Luftarten.

Morgen und Abend zeigen ihm die verſchiedenen Wirkungen der Kräuter, die Erde, die Kraft der Steine und die Herrlichkeit der Metalle.

Der Aufgang der Sonne, der Mittag, der Abend, der Niedergang der Sonne ſind wichtige Epochen, und verrathen manches große Geheimniß.

Wenn der Thau vom Himmel fällt, wenn der Donner die Erde erschüttert, wenn am kühlen Abend Blitze leuchten, wenn der Mond in einer heitern Nacht am Himmel glänzt, da ruft die Natur zur Lehrstunde, da erklärt sie ihre Geheimnisse.

Frage doch, woher der Sturmwind sey, und welche Kraft in der Luft wehe; zergliedere die Bestandtheile des Schnees und untersuche die Kraft des Eises, so wirst du einen großen Schritt näher zu den Geheimnissen der Natur gethan haben.

Lerne Feuer und Licht unterſcheiden; verwirf das Vorurtheil, daß Sonnen brennen; unterſuche, was die Elemente ſind und die Sinne des Menſchen, und du wirſt große Geheimniſſe erfahren.

Beſchäftige dich nicht mit der Geiſterlehre, bis du die Körperlehre ganz inne haſt, dann ſchreite zur Geiſterlehre, und es werden dir unendlich viel Dinge erklärbar ſeyn.

Du haſt deine Sinnenwerkzeuge. Es ſteht in deiner Macht, mit deinem Auge zu ſehen, was andre nicht

ſehen, mit deinem Ohr zu hören, was andre nicht hören, mit deinem Körper zu fühlen, was andre nicht fühlen.

In jedem Menſchen liegt dieſe Fähigkeit mehr oder weniger. Weißt du dieſes, ſo wird dir manches Räthſel, das die Natur uns vorlegt, erklärbar werden.

Vernachläſſige nicht den Körperbau des Menſchen zu ſtudiren. Dein Körper iſt der vertrauteſte Freund deiner Seele, iſt ihre mehr oder minder bequeme Wohnung. Wie kann ihr wohl ſeyn in einer baufälligen Hütte?

Frage dich, was ist das Blut? was ist der Nervensaft? Wie wirkt die Elektrizität auf den Körper? wie der Magnet? was ist der Schlaf? was sind Träume?

Unendlich ist die Wirkung des Lichts, und sie erstreckt sich auf Verstand und Vernunft.

Wenn du weißt, was Verstand ist, und wenn du dir erklären kannst, was Vernunft ist, so hast du einige Begriffe von der Seele. Der Verstand ist das Organ der Vernunft, Vernunft das Organ des Geistes.

Verſtand, Vernunft und Geiſt zuſammen ſind Seele, und ihre Beſtimmung auf der Körperwelt iſt der Wille.

Verſtand iſt eine Kraft der Seele, wodurch ſie ſich das Mögliche deutlich vorſtellt. Die Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge iſt Vernunft.

Ein Weſen, das Verſtand und freyen Willen hat, iſt Geiſt; und ein Ding, das ſich ſeiner und anderer Dinge außer ſich bewußt iſt, iſt Seele.

Durch den Verſtand, als durch das Organ, wirkt das Licht; denn nur mittelbar iſt des Menſchen Seele des Lichts empfänglich; und dieſes Licht iſt wahre Erkenntniß, Ausſtrömung der Gottheit.

Das Licht geht vom Geiſte in den Verſtand, vom Verſtande in die Vernunft über. Dieſes iſt der Weg ſeiner Aus[illegible]itung.

Nichts gleicht der Kraft des menſchlichen Geiſtes. Unumſchränkt iſt ſeine Wirkung und ähnlich der großen Kraft, der er entſtrömt.

Liegt unser Geist gleich im Kerker sinnlicher Organe verschlossen, gefesselt in Fleisch und Knochen, so hört er doch nie auf, ein Kind der Gottheit zu seyn, stets bleibt ihm das Gepräg des Göttlichen, noch immer der Selbstschwung, sich seiner Fesseln zu entledigen, und sich zu der Größe zu erheben, zu der er erschaffen ist.

Groß und bewundernswerth sind die Geburten der Kräfte des menschlichen Geistes: aber alles dieses, was uns auch groß und bewundernswürdig scheint, sind schwache Werke wir-

kender Kräfte, gemessen nach dem Maaßstabe der vermögenden Kräfte unserer Seele. Der bestorganisirte Körper bleibt immer ein Kerker des Geistes, worin ihn die Sinnlichkeit fesselt. Je mehr sich der Mensch dieser Fesseln entledigt, desto mehr versetzt sich sein Geist in Freyheit, desto wirkender wird seine Kraft.

Je mehr der Mensch von dem gröbern Einwirken seiner Sinne abhängt, desto mehr ist sein Geist von den Geheimnissen der Natur entfernt.

Je leidenschaftlicher ein Mensch

iſt, deſto unruhiger beobachtet er. Die Kräfte ſeines Geiſtes ſind dann nur auf einen Punkt, wie die Sonnenſtrahlen im Brennglaſe verſammelt, die ſanft erquickende Wärme wird ſchädliches Feuer. Es iſt alles im Mittelpunkt, und die ſchönen Gegenſtände des Umkreiſes liegen unbemerkt da.

Je mehr ein Geiſt in ſeiner Kraft zunimmt, deſto mehr nimmt er im Sinnlichen ab. Die Natur ſpricht nur mit dem, der ſeine Organe hat, hörbar ihre Stimme.

In die Geheimniſſe der Natur ſieht nur der, der ſein Auge zu ſchärfen weiß, um Sachen zu ſehen, die der gewöhnliche Menſch nicht ſieht.

Von Dingen, die außer dem Kreiſe unſerer Empfindungen liegen, haben wir keine Begriffe. Jeder Menſch iſt mit ſeinen Begriffen nach ſeiner Gegend beſchränkt, und wenn er thut, als wenn er Worte verſtünde, die von ganz fremden Dingen geſagt werden, ſo hat man lange Zeit Urſache an dieſem innern Verſtändniſſe zu zweifeln.

Wenn ich von Dingen rede, über welche wenig Menschen nachgedacht, von welchen wenig Menschen Begriffe haben, so hab ich wirklich Ursache zu zweifeln, ob sie alle dieses verstehen werden.

Die Quelle des Betrugs und des Irrthums wären weniger groß, wenn wir keine andern Einbildungen hätten, als jene, die wir von den Gegenständen des Gesichts abzögen.

Die mehrsten Phantasien der Menschen sind Kinder des Ohrs und der Erzählung. Daher die Spannung

der Einbildungskraft und der Irrthum der Phantasie.

Die mehrsten Menschen erlangen ihre Kenntnisse durch Bücher und Lehrer. Daher sind die mehrsten Kenntnisse und Wissenschaften der Menschen Töchter der Einbildung, die nicht durch das Auge, sondern durch das Ohr, welches der reizbarste aller Sinne ist, zur Seele gegangen sind.

Die Phantasie des Menschen ist bis jetzt noch immer das unerklärbarste Räthsel. Sie beschäftigt sich mit dem ganzen Baue des Körpers;

sie ist das Band und die Grundlage aller seinen Seelenkräfte, und der Knote des Zusammenhangs des Körpers und der Seele.

Unbegreiflich ist ihre Kraft, unbegreiflich die Kraft unsrer Seele, die in jedem Sterblichen liegt; nur wirkt sie hier schwächer, dort stärker, hier schläft sie, dort schlummert sie. Ihre Wirkung richtet sich nach der Gestalt des Uebergangs dieser Kraft von der Ruhe zur thätigen Wirkung.

In dieser Körperwelt entstehen unsre Erkenntnisse stufenweise mittelst

der Sinne. Der Menſch begreift durch die Sinne. Die Sinne ſind beſchränkt und der Täuſchung unterworfen, daher ſind auch unſre Begriffe beſchränkt, und wir urtheilen ſelten nach der Sache ſelbſt, ſondern nach den Begriffen, die wir von der Sache haben; darinn liegt unſre Beſchränktheit, unſer Irrthum.

Die Lebenskraft des Menſchen faßt unter allen lebenden Geſchöpfen das ſtärkſte und größte Vermögen ihrer Wirkung in ſich. Ein Fingerzeig unſrer Beſtimmung, unſres Zwecks, der uns deutlich die Mittel unſrer

Selbſtveredlung, unſrer Glückſeligkeit anzeigt. Vernünftiges Daſeyn iſt die Bedingniß unſres Daſeyns, und dieſes müſſen wir nach allen Kräften zu erfüllen ſuchen, um den Lohn der Bedingniß zu erhalten.

I.

Die Laurettenglocke wird geläutet.

Nun *), könnens gut und gern vier Jahre seyn, als ich am Vorabend vor Allerheiligen (den 31 Oktober) nach zwey Uhr Nachmittags über

*) Der Leser vergesse nicht, daß seit Erscheinung des Originals schon einige Jahre verflossen sind.

den Stadtwall ging, um die Grillen über den unglücklichen Tod meiner geliebten Schwester durch den Blick in die freye Natur zu verscheuchen.

Der Tag war so schön, als er seyn konnte; ein freundlich melancholischer Herbsttag. Er glich dem sterbenden Greise, der mit alle seiner Düsternis auf dem Sterbebette noch einmal lächelt, und auf dessen vom Todtenschweiß überglänzter Stirne sich noch einmal die Freuden der schönen Jugend spiegeln. Der nach ruhig vollbrachtem Tagewerk gelassen auf die Leiden und Freuden des vorüberge-

ſchäumten Lebens blickt, und der Vorwürfe lächelt, die ihm ſeine Feinde, ſeine Söhne, denen er vielleicht kein großes Erbtheil hinterließ, machen, weil er weiß, daß nun bald aller Kummer und alle Herrlichkeiten vorüber ſeyn werden.

Das Gras war ſchon welk. Die Bäume entblättert. Dürre gelbe und rothe Blätterleichen rauſchten vom kalten Nordwindſchauer zuſammen, und aus einandergetrieben zu meinen Füßen, oder ſchwärmten um die dürren Aeſte, wo ſie ehemals hafteten, denen ſie entkeimten, die ſie zierten,

wie die Seelen der Verſtorbenen um die Mumien der Körper, die ſie bewohnten, oder die Schwalbe, die friedliche, um die Stätte, wo man ihr Neſt zerſtört hatte, oder die verwaiſten Kinder um das Vaterhaus, das nach deſſen Tode ein neuer fremder Beſitzer eingenommen hatte, und die Eule um den verfallenen Thurm, den der Sturm in verwichener Nacht umgeworfen hatte, oder die Melancholie am Grabe der Freundin, die noch immer Freuden der Zukunft und Vergangenheit ſammelt, und mit den verwelkten Roſen des verloſchenen Frühlings im ſchwärmeriſchen Wahn-

ſinn die Cypreſſen der Gegenwart untermiſcht, und thränend bei den Blättterleichen ihrer ſchönen Blüthenzeit gedenkt. Graugrüne Nebel ſchleyerten ſich um den Wald und auf die Thäler. Die Sonne leuchtete blaßhell durch zerriſſene, Schnee drohende Wolken, ohne zu wärmen: wie ein armer unglücklicher Verfolgter an der Tafel eines Fürſten, der ihm ſo eben eine Sottiſe machte, Freundlichkeit affektirt, und die kalten leichenblaſſen Wangen in lähmende Falten legt. Ein kalter Nordwind trieb die Wolken am bleichen Himmel her und hin, und verhüllte bald die ſchimmernde

Sonne, die mit ihrer Helle nur Wärme affektirte, wie das freundliche Gesicht eines Hofmanns mit seinen mechanischen Falten, ohne selbst die Wärme der Freundschaft zu besitzen.

Einsam wandelte ich so unter Blätterleichen und dürren Bäumen umher, ich gedachte an meine unglückliche Schwester, und entwickelte aus ihrem Tode den Tod mancher Verbindung, den Tod der Staaten, der Welt, der Sonne und des Univ versums. Adelaide konnte noch lange leben, konnte einen Gatten beglücken, konnte die glückliche Mutter glückli

cher Kinder werden, und nun liegt sie kalt und bleich, welk und gedankenlos im Grabe, hat niemand geblüht und niemanden gelebt. Aber es war eine Zeit, wo sie glänzte wie die Frühlingssonne, und die Herzen der Jünglinge erwärmte wie diese die bräutliche Erde. Es war wieder eine Zeit, wo sie mit dem Trauerflor an der Stirne, und über die Seele mit den Nebelwolken des Grams am Sarge ihrer Mutter stand, wie diese bleiche Sonne hinter den Wolken am offnen Grabe des scheidenden Sommers. Dann kamen wieder andere Tage, wo sie freundlich und

heiter hervortrat aus dem Kloſter-
ſchleyer der Wehmuth, wie dieſe,
wenn die wiederkehrenden Schwalben
den Frühling verkündigen, der die
Sonne aus den Wolken, die Blu-
men aus den Keimen, die Menſchen
aus den Stuben, die Inſekten aus
ihren Puppen und die Freude zur ge-
ſelligen Mittheilung aus den Herzen
der Menſchen lockt. Aber nun lockt
ſie kein Lenz mehr aus der engen bre-
ternen Kammer, ſie blüht niemand
mehr, die Welt lächelt ſie und ſie die
Welt nicht mehr an. Für ſie iſt das
Weltauge blind, und der Frühling
mit ſeiner Sonne wärmt ſie ſo we-

nig, als ſie die Herzen der Jünglinge, die ihre Augen an ihrer entzückenden Form des Körpers und Geiſtes weideten.

Aber es lebt ja alles in der Natur, nichts iſt todt; das, was wir todt nennen, iſt Uebergang zum Leben.

Ein todtes Weſen iſt etwas unmögliches in der Natur.

Jede Zerſtörung iſt Uebergang zum höhern Leben, und der Weiſeſte der Väter machte dieſen ſo früh, ſo raſch, ſo vielfach, als es die Erhaltung der

Geſchlechter geſtatten konnte. Jedes Geſchöpf hat ſein Leben, nur wirken die Lebenskräfte verſchieden, und dieſes hängt von den Beſtandtheilen der Körper und der Art ihrer Zuſammenſetzung ab.

Die innere Kraft der Geſchöpfe iſt Lebenskraft. Leben iſt die Art und Weiſe, durch die ſich die innere Kraft durch die gröbern Organe äußert.

Alles eilt zur Vollkommenheit, alles zu ſeiner Beſtimmung; nur eines früher, das andere ſpäter.

Es giebt keine Aufſchlüſſe, ſondern nur Hinderniſſe in der Materie. Alles hat ſeine beſtimmten Wege, alles ſeine Welt, alles ſeine Sphäre der Thätigkeit.

In dieſer Welt ſelbſt ſind tauſend Welten — nur minder vollkommen. Auch in dieſen herrſcht Leben, Fortſchreitung und Uebergang; — auch dort iſt Aſſimilation.

Durchſieh die Welt der Steine und Metalle; die Welt der Pflanzen, die Welt der Thiere.

Betrachte die Perl am Ufer des Meeres, die Auſter in der Schale. — Bewundre die erſte Organiſation des Thieres, und bete den Ewigen an.

Durch unendliche Bande iſt alles in der Natur verſchlungen; alles in der Natur iſt an einander gereihet, verkettet.

Die Schöpfung iſt ein Ganzes; alles iſt nach einem Riſſe angelegt; alles hat Symmetrie, Ebenmaaß, Zahl, Gewicht; es iſt nichts da, das

nicht im allgemeinen Plane der Gottheit wäre.

Es giebt eine unübersehbare Reihe von Geschöpfen, worunter jedes seine bestimmte Natur, Stelle, Dauer, Bestimmung, Vollkommenheit, Kräfte und Grenzen hat.

Körper zerstören sich, aber sie vernichten sich nicht. Sie verändern nur ihre Formen; allein ihr Verhältniß ist zurückwirkend auf die Körperwelt.

Der Geist des Menschen wirkt

bey seiner Auflösung nicht mehr zurück auf diese Körperwelt, sondern seine Bestimmung in der Kette der Dinge ist Fortschreitung und daher Uebergang zur Geisterwelt.

Der Mensch, das edelste Geschöpf auf dieser Körperwelt, grenzt schon an das höhere Wesen, welches das nächste auf der höhern Stufenfolge an ihm ist.

Als Mensch ist ihm seine Hülle wesentlich nothwendig, die ihn einschließt; als Geist beym Erwachen

wirft er sie von sich, wie der Wurm, der zum Schmetterling erwacht.

Wenn das Gold reines Gold ist, so hat es die Schlacke verlassen.

Die Zwiebel der Blume hört auf Zwiebel zu seyn, wenn sich ihre innere Kraft zur Blume entwickelt.

Betrachtet den unvollkommenen Körperbau des Eyes gegen den herrlichen Bau des bunten Vogels; wie widersinnig wäre die Behauptung, wenn du sagtest: wenn der Vogel

sein Ey verläßt, so hört seine Fortdauer auf.

Alles ruft dem Sterblichen Unsterblichkeit, Fortdauer dem Vergänglichen zu.

Nur er selbst setzt sich manchmal zurück, und beurtheilt vollkommnere Dinge zufolge seiner beschränkten Einsichten nach unvollkommenern.

Wie begrenzt, Mensch! ist dein Urtheil —!

Jeder gegenwärtige Zustand ist

ein Vorbereitungszuſtand zu einem höhern.

Der letzte und höchſte Vorbereitungszuſtand auf dieſer Körperwelt iſt der Zuſtand des Menſchen, der am höchſten Gliede der Kette dieſer Welt ſteht, und alſo an das nächſte Glied der Kette der Geiſterwelt ſich anſchließt, welche Anſchließung Uebergang in eine andere Welt, Fortdauer und Unſterblichkeit iſt —

Mittel zu dieſem Uebergange iſt Tod. Kann der Menſch nach dem Tode noch fortdauern? heißt eben ſo

viel, als fragen: iſt der Künſtler noch Künſtler, wenn die Inſtrumente auch nicht mehr ſind, die Statüe in Staub zerfällt, die er bildete.

Ein Gemälde wird ein unabhängiges Weſen von der gröbern Maſſe, wenn es die Hand des Künſtlers verläßt. Schon in den rohen Farben lag das Produkt und in der Seele des Künſtlers eingekerkert, und erwartete nur das Zuſammentreffen der Materie mit der Form als Kriſis ſeiner Entwickelung. Da kömmt der Künſtler und ruft es aus dem Körper der Farben mit ſeinem ſchöpfe-

tischen Pinsel, und das Bild tritt unabhängend von der gröbern Masse ins Reich der Gemälde über.

Der Mensch ist das höchste Geschöpf der Erdenorganisation, und daher das unterste Glied in der Kette höherer Wesen. So ist Menschen- und Geisterwelt unwidersprechlich an einander gekettet.

Jedes Glied einer Kette wirkt rückwärts an das vorstehende, und vorwärts an das nachfolgende.

Mit dem Körper hängt es daher

an der Körperwelt, mit der Seele an der Geisterwelt. Daher der Grund der doppelten Neigung, oder das Gesetz des Fleisches, das gegen das Gesetz des Geistes streitet.

Daher das unbegreifliche Räthsel, das der Mensch ist — bald erhaben zum Engel, bald erniedrigt zum Wurm.

Je mehr sich der Mensch seiner künftigen Bestimmung nähert, desto vollkommener wird er; denn Annäherung zu dem nächsten Grade der Stufenfolge ist Fortschreitung, Vervollkommnung.

Entfernung von seiner Bestimmung ist Rückgang: — verhältnißmäßige Unvollkommenheit.

Wenn zwey Wesen in Stand gesetzt werden, gegen einander zu wirken, so wird der Zustand, der sie in gegenseitige Wirkung setzt, Verbindung genannt.

Geschöpfe höherer Stufenfolge können daher mit Geschöpfen niederer, und Geschöpfe niederer mit Geschöpfen höherer Stufenfolge in Verbindung stehn.

Dieſe Verbindung der Menſchen mit dem nächſten Geſchöpfe ſeiner höhern Stufenfolge iſt der Umgang mit der Geiſterwelt.

Dieſer Umgang, ſo ſelten er unter den Menſchen iſt, enthält im geringſten keine Unmöglichkeit, und die Seltenheit der Exiſtenz dieſes Umganges liegt nicht in dem Unvermögen unſrer Natur, mit höhern Weſen umzugehen, ſondern in uns durch den Mangel der Aſſimilation, die uns durch unſre Unvollkommenheit von dieſem Umgange ausſchließt.

Es liegt nicht in der Seele, wenn die Töne der Harmonie nicht zu ihr dringen, sondern in der Verstimmung unsers Hörorgans.

Nicht zeichnen, nicht malen können, liegt nicht in der Unvermögenheit der menschlichen Natur, sondern in dem Unvermögen mancher Einzelnen, die sich nicht zum Zeichnen und Malen bildeten.

Der Himmel mag wissen, wohin und wie weit ich am Ende in meiner Ideenfolge gekommen wär, hätte mich das Tönen eines Glöckchens

nicht geweckt, welches die feyerlichen Pausen einer Art von Sterbechorale oder Miserere, welches von einigen Mädchenstimmen im Diskantzeichen gewimmert wurde, wie Komma, Punktum und Semikolon mit feinen Silberklängen füllte.

Ich kam näher und verstand jetzt Töne, Klänge und den Inhalt der ganzen Szene.

In einem einsamen Häuschen am Walle lag ein junges blühendes Mädchen, die ein falscher Freund verlassen hatte, auf dem Todtesbette, und

beſtand mit der treuloſen Welt ſo eben den letzten Kampf. Ihre Eltern, ihre Geſpielinnen hatten ſich um die Wiege des neuen Lebens — das Sterbebette des alten — verſammelt, und ſangen das Wiegen- oder Todtenlied für die arme Müde, Ringende, Leidende, während die andächtige alte Muhme mit dem geweihten Laurettenglöckchen läutete, die Fliegen und böſen Geiſter von der Sterbenden zu verſcheuchen.

Bleibt bey eurem Aberglauben, ihr armen Begrenzten am Geiſte, rief ich aus, es iſt beſſer, ihr glaubt an

die Wunderkraft der geweihten Lau-
retenſchelle, als an — gar nichts.
Ich kann euch zwar um euren Köh-
lerglauben unmöglich beneiden, aber
eben ſo wenig wär ich im Stande,
euren angemauerten Geiſtern etwas
beſſeres ſtatt dieſes frommen Wahns
zu geben. —

Ich wandelte vorüber am Ster-
behauſe, wie die Sterbende darinn
vor dem Leben, und verließ jenes
vielleicht mit nicht größerer Theilnah-
me, als ſie dieſes.

Ich mochte ungefähr hundert Gän-

ge durch raſchelndes Laub und bleiche Sonnenblicke durch ſchwarze Baum-ſkelette vorgeſchritten ſeyn, als mich eine neue Erſcheinung auffaßte.

II.

Der Exjesuit.

Ein ehrwürdiger Greis in seiner Ordenstracht nach der Uniform des heiligen Schwärmers Ignaz Loyola, mit einem schwarzen Kappchen auf dem weißen Silberhaar, das nur noch in dünnen Resten um den kahlen Scheitel wehete, kam mir entgegen. Er las in einem Buche, und

trug einen kleinen Pelzmuff unter dem Arm.

Der Mann war lange auf Miſſionen in Indien geweſen, und ſowohl wegen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit, mehr aber noch wegen Muthmaßung geheimnißvoller Künſte, die er in Indien in Bekanntſchaft mit den Brämanen erlernt haben ſollte, in nicht unbedeutendem Rufe.

Ich grüßte ihn freundlich, und ward faſt zu derſelben Zeit eben ſo freundlich von ihm gegrüßt.

Ich fragte nach seinem Befinden, und machte die Bemerkung, daß ein so rüstiger Mann, wie er, wohl eben sich noch nicht des Muffs bedienen solle, da die Sonne doch noch immer freundliche Blicke herabsende.

Man muß sich in die Verhältnisse fügen, antwortete er. Die Sonne fängt an die Mode mitzumachen. Sie ist nicht mehr zuverlässig. Sie zeigt zwar ein freundliches Gesicht, verspricht viel Wärme, giebt aber keine. Darum habe ich meinen Muff mitgenommen. Wenn ich in Schattenflecke komme, wo es denn doch

auffallend kalt ist, nehme ich meinen Muff zur Hand, komme ich wieder in die Sonne, so leg' ich ihn zurück und trage ihn unterm Arm. Man muß sich jetzt gegen die Unbeständigkeit der Sonne wie der Menschen versehen.

Das Gespräch war nun im Gange. Wir kamen, wie das fast durchgehends der Fall war, wenn ich mit ihm zusammentraf, auf politische Gegenstände, und auf sonderbare Ereignisse der Zeit, an denen unsre Periode so reichhaltig ist.

Die Fürſten, ſagte er im Verlauf der Unterhaltung, ſpielen jetzt ein bedeutendes Spiel. Schade nur, daß ſie ſelbſt nicht einſehn, wie wichtig das Spiel iſt, und wohin ſie am Ende mit dem Schachbrete kommen werden.

Wie meynen Sie das?

Ey nun, verſetzte er mit der, jedem ſeines Ordens charakteriſtiſchen Schalksmiene, wie mans nimmt. Sie werden mir doch im Ganzen zugeben, daß nur der zu regieren verdient, der die Kunſt zu regieren verſteht?

Unbedingt.

Gut, wenn Sie mir diesen Satz einräumen, so können Sie mir ebenso wenig seine Folge abläugnen, daß der, welcher nicht zu regieren versteht, nicht regieren sollte, oder sich der Vormundschaft von Männern anvertrauen müßte, die in seine Seele handelten, und ihn vor Blößen sicherten.

Wenn es einmal Verhängniß ist, daß Regierungen erblich sind, daß sie folglich Personen in die Hände fallen, von deren Kunst zu regieren man sich

nicht überzeugen kann — so muß sich solch ein Fürst glücklich schätzen, wenn Männer von Geist und Herz sich seiner und seiner Staaten annehmen, Hofmeisterstelle, Vormundspflicht an Unmündigen vertreten.

Wenn nun aber die Unmündigen ihre Vormünder verjagen, und selbst den Mann spielen wollen, zu dem sie nicht empergewachsen sind?

Dann möchte freylich wohl ein kindisches Spiel beginnen.

Kinder werden aber leicht unei-

nig, und wenn da nicht der Vater oder der Lehrer ins Mittel tritt, so hat die Fehde üble Folgen, und das Kinderspiel nimmt ein trauriges Ende.

Wohl wahr!

Ich kann und mag mich nicht deutlicher erklären. Wer die Lehrer der Könige und Fürsten, überhaupt der Volksführer seyn sollten, das sind Sie in der Geschichte der Aegypter, Babylonier, Juden, Hindu's — und aller Völker, selbst jener, die wir unkultivirt nennen. Aber wie die entarteten Regenten, und das

mit ihnen und durch sie entartete Geschlecht mit ihren Lehrern spielten, erzählt uns nur des südwestlichen Europa's neuere Geschichte. Die Folgen zeigen sich jetzt schon mehr denn zu deutlich, und nur zu bald werden Sie — ich nicht — aber Sie werden eine Erscheinung erleben, die den Erdkreis mit Schrecken und Erstaunen erfüllen wird.

Sie sprechen Räthsel.

Nicht im mindesten. Denn nur das können wir Räthsel nennen, dessen Auflösung noch unbestimmt ist.

Allein die Auflösung dieses Problems ist schon so gut als unterzeichnet, und wird in demselben Momente aufhören Geheimniß zu seyn, als sie in einem Tage dieses Reich — die Welt mit Entsetzen erfüllen wird, und doch ist sie eine von den Erscheinungen, deren die Weltgeschichte schon so viele aufzuweisen hat. —

Wir waren bis an die Gegend der Bastille gekommen. Bedeutungsvoll wies der Pater hinüber. Sehen Sie wohl diesen festen Kerker? — nach fünf Jahren werden Sie seine

Spur vergebens suchen. Ihre Spur wird von der Erde vertilgt seyn.

Ich lächelte.

O lachen Sie nicht, nahm er das Wort. Ich werde zwar von allen diesem nichts erleben, aber Sie werden sich meiner erinnern.

Dann deutete er auf den Tempelthurm. Hier, nahm er das Wort, wird sich die Rache des Schicksals besonders merkwürdig zeigen. Dieses Schloß hat seinen Namen daher, weil man in ihm die unglücklichen

Tempelherren einsperrte und foltern ließ — Wir haben eine fürchterliche Prophezeihung vom Templer Prior Guido; der Enkel einer jenes Königs, der sie dort foltern ließ, soll von seinem Volke dort verachtet gefangen sitzen, und aus jenem Thurme, gleich dem unglücklichen Templer, zum Schaffot gehen.

Ich staunte ihn an.

Lassen Sie dieses Staunen, nahm der Greis das Wort; machen Sie auch von dieser Aeußerung noch keinen Gebrauch. Ihnen habe ich sie

als Freund verkraut, und nach meinem Tode, der von hier nach drey Wochen erfolgen wird, werden Sie ein wichtiges Vermächtniß von mir erhalten. Für jetzt leben Sie wohl, mich ruft irgend ein Geschäft.

Schnell machte er sich los, und schlug eine Gasse vom Walle ein. Mich ließ er in der größten Verwunderung zurück.

An einem Morgen, es waren gerade drey Wochen seit jenem Zusammentreffen verflossen, ich hatte mir das Datum genau bemerkt, weil ich

begierig war, ob seine Vorsagung in Erfüllung gehen würde (mehrere waren schon eingetroffen), kam ein Bote, es war der junge Mensch, der ihm gewöhnlich aufwartete. Seine Augen waren verweint. Er brachte mir die Nachricht meines sonderbaren Freundes, und ein versiegeltes Paket. — Ich nahm es an; öfnete, und fand, was ich so eben der Welt vorlegen werde.

Von dem schnellen, und von ihm selbst vorhergesagten Tode des Jesuiten wurde verschieden und — sonderbar genug gesprochen. Einige

waren ſogar mit der Meynung laut: er habe ſich mit Aqua Toffana hins geholfen, weil er eine Verdrießlich- keit im geheimen Orden der Krypto- Jeſuiten gehabt habe, deren Ent- wickelung zu erwarten ihm zu ge- fährlich geſchienen haben möchte. Doch darüber wird die Folge einiges Licht verbreiten.

Das Manuſcript war überſchrie- ben: Die dunkle Landkarte, oder der Krokodil, welches in ei- ner romantiſch-prophetiſchen Viſion die letzten Schickſale der Menſchen und ihrer Staaten enthält. Hier

liegt das Werk. Ich habe mich nicht unterstanden, etwas daran zu ändern, und die Menschen werden in der Folge sehen, was sie aus dem Buche machen können.

III.

Der Krokodil.

Wie finden ſie den Prinzen ſeit ſeinem neuen Hofmeiſter? fragte mich der Graf von —, als ich ihm auf der Aſſemblee im Korridor begegnete, wo er eben mit der jungen Fürſtin ein verliebtes Rendevous gehabt hatte, und noch mit dem Entzücken,

womit er sie verließ, mich bewillkommnete.

Ich weiß nicht, wie ich die Frage nehmen soll, erwiederte ich.

Sind wir nicht alte Freunde? Herzog! Sie müssen mir nicht ausweichen.

Ich thu es nicht, und soll ich Ihnen meines Herzens Meynung sagen: er gefällt mir gar nicht. Man sollte ihn der Führung des würdigen Mannes überlassen, der ihn von sei-

ner frühern Jugend auf zum Guten erzog.

Ich kann hier meine Gedanken nicht äußern, aber morgen früh will ich mich im blauen Zimmer darüber erklären.

Wir wurden von der Gegenwart eines Dritten unterbrochen, und am andern Morgen, wo wir uns im blauen Zimmer trafen, setzten wir die Unterhaltung fort, die sich im Korridor angesponnen hatte.

Was liest der Prinz für Bücher? fragte der Graf zuerst.

Sie gleichen den vorigen nicht im mindesten. Ich nannte ihm einige, und sah den Grafen erblassen.

Ist es wahr — Herzog! Sie können es wissen, denn zwischen Ihnen und dem Prinzen waltet kein Geheimniß, ob sein Hofmeister wirklich die Liebschaft mit jener Nonne begünstigt, die, wie man sagt, das unglückliche Opfer . . . .

Sie erbleichen? — Sie erröthen und erblassen wieder? Bey Gott! so ist es wahr?

Ich bitte Sie um Gottes willen! Graf! dringen Sie nicht weiter in mich. Ich bin verloren.

Duka! wozu die Furcht? Was im blauen Zimmer geſprochen wird, darf nicht über ſeine Schwelle kommen, und gilt Dir der Eid der Brüder nichts? —

So wird die Unglückliche aufgeopfert? . . . .

Nein! nein! Keine Opfer ſollen fallen, wo die Liebe entſcheidet. Der Prinz iſt auch Dichter.

Dazu sollte ihn sein Hofmeister nicht bilden. Oder fängt Poesie an eine Fürstentugend zu werden?

Die Liebe macht ihn zum Schriftsteller. Dieses Manuscript, von seiner Hand, fand ich im Kabinet unterm Kissen des Sofa. Ich nahm es zu mir. Es ist ein Dialog von sonderbarer Philosophie.

IV.

Lebensgenuß.

Leontium.

(den ſchlafenden Epikur betrachtend.)

Wie ruhig und ſüß iſt ſein Schlaf! — Wie leuchten ſeine träumenden Lippen von dieſem Kuſſe! — Sein Geſicht gleicht einer heitern Quelle, worauf ein flatternder Zephir das ge-

lüſtete Küßchen hingehaucht hat! — Jetzt fühlt ſeine Seele die friſchen Düfte der Roſe.

Epikur.

(erwachend.)

Welch entzückender Morgen weckte uns! Laß uns durch unſere Roſenhecken und Lorberwäldchen gehen; ſie werden uns mehr ſeyn, als Elyſium den Geiſtern, und der Parnaß den Muſen.

Leontium.

Laß erſt die Sonne den Thau von den Blumen trinken, dann wollen

wir uns in den Schatten eines Baums ſetzen, die Nachtigallen und Grasmückchen ſingen, den Bach vorüber rieſeln, und die Blätter der Bäume liſpeln hören. Tief werden ſich dann deine weiſen Lehren über die Mäßigkeit in das Innere meines Herzens graben.

Epikur.

Mäßig zu ſeyn iſt die Hauptregel im Genuſſe des Lebens, ich möchte dich gern zur Vortrefflichſten und Glänzendſten deines Geſchlechts in der Wolluſt machen. Spotte nicht über den unſchuldigen Epikur, der dich

mit Leib und Seele so sehr liebte, als es einem Menschen erlaubt ist zu lieben. —

Siehe hier das Gemälde eines Gemäldes, eines von den Meisterstücken des Protogenes.

Dort ruhet auf einem Sopha, Campaspe. Leicht gekleidet. Die Schönheit aller Glieder schimmert aus dem Gewande hervor. Ihr Busen lacht dadurch, und schwimmt glänzend darinnen, wie der Mond in einer Quelle! Ihrem Gesichte hat sie die verführerischesten Reize

gegeben. Nachläſſig flieſſen die ſchwarzen Locken um den blendenden Hals, auf den ſchön gerundeten Wangen ergieſſt ſich das Frühroth erwachender Kraft geſunder Säfte. Ermattende Zärtlichkeit iſt in ihren Blicken, und in allen ihren Geſichtszügen ein gewiſſer Grad von Melancholie. So viel von Melancholie, die als letzte Morgendämmerung Macht hat.

Apelles iſt mitten in der Malerey ihres Portraits. Schon iſt der Kopf fertig, die Roſen ſind auf die Wangen gehaucht, aus den Lippen lächelt die Wolluſt, die ich ſo oft in den

beinigen sehe, ehe sie sich zum Kuß fertig machen. Schon ist die der gelindesten Dämmerung gleichende melancholische Grazie über ihr ganzes Gesicht gegossen, und jetzt will er noch mit einem Pinselstriche den ganzen Inbegriff der Wollust dem nicht völlig geöfneten Auge geben, und blickt in das Original dazu. — Göttes Leontium! Welch ein Bild! Herr

*) Apelles sollte das Bild der Campaspe, einer Concubine Alexanders, malen. Sie mußte ohne Zweifel ziemlich schön seyn, da sie das Frauenzimmer war, welches Alexander am meisten liebte. Apelles fing an zu

kann ihn gar nicht wieder von ihr wegwenden. Du mußt ihn beſſer be-

---

malen, und wie er den Kopf bald geendigt, ſo wollte er nach dem linken Auge des Portraits das Feuer der Liebe geben, welches aus dem Auge der Campaspe brannte, und hier fing das Feuer, das er bisher mit Gewalt zu dämpfen ſich gezwungen, in ſeinem Herzen in volle Flammen auszubrechen an. Ein ſehnendes Verlangen nach einem unbekannten Etwas verbreitete ſich über ſein ſchmachtendes Geſicht, und — er ſank in Ohnmacht.

Campaspe machte Lärm, ſie rüttelte und ſchüttelte ihn, und befand ihn bey dieſer Gelegenheit ihrer

schreiben können, als ich. Sie blickt ihn so zärtlich an, und sein Blick,

---

Liebe nicht unwürdig. Sie liebte ihn schon ziemlich sehr, wie sie die noch unvollkommene Schönheit ihres Kopfes sah. Er war so schön, daß sie sich beynahe in ihn selbst verliebt hätte, wenn ihr der Maler dadurch nicht noch liebenswürdiger geworden wäre.

Als er erwachte, und sich in den schönen Armen der Campaspe befand, so verwandelte sich der höchste Grad der erstern Wollust in den höchsten Grad einer andern Gattung davon. — Alexander kam; Campaspe lief davon, und Apelles wurde wahnwitzig. Alexander fragte:

der in den ihrigen fließt — ach! ich kann ihn nicht beschreiben. — Ein

---

was ihm fehlte? Er aber verstummte, sprach kein Wort, und ging ganz beschämt davon. Alexander wunderte sich hierüber, und wußte nicht, was er denken sollte. Endlich fiel ihm der natürlichste Gedanke ein, und der bey der größten Natürlichkeit doch nicht richtig war. Die Herren Logiker, welche die Grade der Warscheinlichkeit so trefflich ausrechnen konnten, werden damals den Kopf sich verrückt haben, der natürlichste Gedanke war so wahr, als eine Demonstration. — Männern, die mit jungen schönen Weiberchen vermählt sind, darf ich hier nicht sagen, ich will hier den jungen schönen Damen die kleine Ergötzlichkeit

Tropfen Schaum von dem in Liebe aufgekochten Herzen brennt darinnen;

---

nicht rauben, ihrem theuersten Ehegatten über diesen Text eine gute Predigt zu halten; ich will sie ihnen nicht versagen, ihre Ehegatten dürften sie sonst als das Fragment einer Postille verspotten. —

Campaspe wurde geholt. Sie erzählt die ganze Begebenheit mit einer solchen Naivität, Unschuld und Freyheit, daß Alexander darüber lachen mußte. Er sah sie an, und die Großmuth, der Adel seines Geistes verursachte, daß die Liebe eine Thräne in seinem Herzen weinte.

Liebe den Künstler Campaspe,

die Finger zittern; der Pinsel wird heftiger. Sein Herz vergißt das

---

sagte der Sieger über Welt und Leidenschaften; liebe ihn, mache ihn glücklich; er ist deiner Zärtlichkeit würdig. Er ist unter den Malern, was ich unter den Helden bin. Du darfst dich nicht schämen, ihn nach mir zu lieben. Ich liebe dich zärtlich Campaspe, wie du weißt, mit dem größten Grad der Liebe, mit dem ich lieben kann. Allein die Glückseligkeit eines Mannes, den ich bewundere, ist mir lieber, als die Befriedigung einer meiner Leidenschaften. Campaspe schlug die Augen nieder, erröthete, weinte eine Zähre. Apelles wurde gerufen, ihm sein Glück verkündigt, und Alexander vereinigte sie zusammen. — Ihr

Athemholen, der Tod naht sich allen seinen Sinnen, er ist — er ist das Original zu dem Bild der Sappho, worin sie den höchsten Grad der zurückgehaltenen Liebe besiegt. —

Epikur.

Was fühlst du beym Anblick dieses Gemäldes, Leontium?

---

bewunderter Mezän, was hättet ihr gethan? — Eine Ader schlagen lassen — wäre das Bewundernswürdigste gewesen und das Natürlichste — Der gute Apelles hätte in der ersten Hitze den Kopf hergeben müssen, weil er in Ohnmacht gefallen war, und das Portrait hättet ihr auf eure Treppe gehängt. —

Leontium.

Mitleiden gegen den Apelles.

Epikur.

Fühlst du nichts mehr?

Leontium.

Und dann verwandle ich mich in ihn selbst, lege die weibliche Natur ab, liebe in eben dem hohen Grade Campaspen, und zwinge mich mit Gewalt, die Liebe nicht ausbrechen zu lassen.

Epikur.

Was hast du für eine Empfin-

dung in deiner Seele? in deinem Busen? Beschreib mir, was du bey dieser Empfindung fühlst.

Leontium.

Ich fühle — ich kann es nicht beschreiben, was ich fühle! — Meine Pulse klopfen heftiger, das Herz wallt empor, und durch alle meine Nerven zittert wollüstiges Leben! Ich presse das Wallen des Herzens nieder, ich suche das schnelle Klopfen der Pulse langsamer zu machen, und dadurch vermählt sich etwas Aengstliches mit dem Wollüstigen, welches die Süßigkeit dieser Wollust auf ei-

nen so hohen Grad erhöht, daß ich meine Seele nicht mehr fühlen kann.

Epikur.

Ist dir diese Wollust entzückender, als die körperliche, von welcher wir uns gestern unterhalten haben?

Leontium.

Ich fühle etwas ähnliches bey dem Genusse aller Wollust durch meine Glieder fließen!

Epikur.

Kannst du mir keinen Unterschied sagen? Was fühlst du für einen Un-

terſchied zwiſchen den körperlichen und geiſtigen Wollüſten?

Leontium.

Bey den körperlichen Wollüſten, Epikur, fühl ich mehrere Maſſe, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mehrere Maſſe von Wolluſt durch mich wallen; alle Adern ſchwellen auf. — Wenn mich aber dieſes Gemälde in die gröſßte Täuſchung geſetzt hat, oder ich leſe die Schilderung der heftigſten Liebe in den Gedichten der Sappho, ſo zittert nur das Geiſtige von dieſer Maſſe herausgezogen durch mich. Die Empfindung iſt nicht ſo heftig,

ſo allgewaltig, ſondern feiner; allein ſie iſt doch immer eben dieſelbe; wenn du dieſes geiſtig nennſt, ſo iſt die geiſtige Wolluſt doch weiter nichts, als eine verfeinerte körperliche. Die geiſtigen Wollüſte, Epikur, ſind alſo den körperlichen nur ſo weit vorzuziehen, weil ſie den Menſchen weniger ſchwächen, weil man ſie beſtändig genießen kann, weil ſie, mit den körperlichen verbunden, dieſe noch erhöhen. Allein die Empfindung bey der körperlichen iſt doch allezeit ſtärker.

Die geiſtigen Wollüſte, Epikur,

ſind Kopien von den körperlichen, mehrentheils wenigſtens. —

Epikur.

O Leontium, du ſchließt zu viel aus deinen Erfahrungen! Ich will nicht läugnen, daß einige von den geiſtigen Wolüſten nur Kopien von den körperlichen, nur Gemälde von ihren Originalen ſind; allein nicht

Sage mir doch, liebſte Leontium, die körperliche Wolluſt, welche das Original zu den geiſtigen ſeyn ſoll, die du bey dieſem Gemälde fühlteſt.

Leontium.

Apelles, wie er wirklich das Portrait der Campaspe malte, und in Ohnmacht aus allzuheftiger Liebe fiel, empfand körperliche Wollust, und ich fühlte bey dem Gemälde davon die geistige, wie du sie zu nennen beliebst. — Ich fühle sie durch die Zauberey meiner Phantasie, und er empfand sie durch die entzückende Schönheit, durch den feurigen Blick der Campaspe, der die Masse der Wollust und Liebe in ihm entzündete und in Bewegung setzte. —

Epikur.

Also hab ich diese Art von körperlicher Wollust gestern vergessen, denn diese gehört doch nicht zum Genuß der thierischen Liebe?

Leontium.

Ja, die hast du vergessen, Epikur!

Epikur.

Bei den geistigen Wollüsten findet man nichts Körperliches, wenigstens scheint man nichts dabey zu fühlen. Es müssen freylich alle Wollüste körperlich seyn: allein man muß doch

einen Unterschied machen von groben körperlichen, den feinern und den feinsten. Wenn man nun die feinste körperliche Wollust eine geistige nennt, so scheint man ihr einen Namen zu geben, der ihr nicht gehört. Ihr Adel verlangt den Namen.

Wenn was soll sonst geistig seyn, wenn es nicht etwas feines körperliches seyn soll? Man könnte die Wollüste am besten in drey Klassen eintheilen: in grobe körperliche, körperliche, und fein körperliche. Die groben körperlichen wären die Wollust des Gefühls und Geschmacks;

die körperlichen die Wollust des Herzens, des Auges und Ohres, und die fein körperlichen die Wollüste der Einbildungskraft und der Phantasie. Allein es giebt auch Wollüste des Herzens, die äußerst fein sind, und mit Recht geistig genennt zu werden verdienen. Warum sollten wir also nicht bey der gewöhnlichen Eintheilung bleiben? Die Wollüste sind körperlich und geistig, und die letztern theilen sich in die Wollüste der Einbildungskraft und des Herzens ein.

Die Wollust also, welche Apel-

les fühlte, war Wolluſt des Herzens, und die deinige der Phantaſie.

Leontium.

O mein guter Epikur, die Natur richtet ſich nicht nach deinen Klaſſifikationen; alle deine Eintheilungen von Wollüſten toben zugleich in meinem Kopfe, und im ganzen Körper. Alle Wollüſte ſind körperlich, und ihre Stärke iſt entweder groß, oder klein, oder mittelmäßig; was gehen mich deine wunderlichen Eintheilungen in grobe körperliche, körperliche, und fein körperliche an. Laß uns der Natur folgen, ſie empfinden und

nicht urtheilen. Du schwächest das durch wahrhaftig meine Entzückungen bey diesem Gemälde; wenn ich bey dessen Betrachtung denke: — genießest du jetzt eine Wollust der Phantasie, oder eine fein körperliche?

Epikur.

Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Lehrtum so kaltblütig seyn könne, bey dem Genuß der Wollust an die Art derselben zu denken! allein, liebste Leontium, deine Eintheilung der Wollust mag dir sehr wahr vorkommen, und ich will dir doch zeigen, daß sie nicht richtig ist.

Was fühlst du bey der erhabenen Handlung Alexanders? die eben einen so großen Geist verräth, als seine größte Eroberung. Was fühlst du dabey, wenn er seine zärtlich geliebte Campaspe dem vortrefflichen Maler übergiebt, sie selbst ihn zu lieben beredet? Fühlst du einen kleinen, mittelmäßigen oder großen Grad deiner einzigen Art von Wollust?

Leontium.

Ich fühle die Wollust, welche ich bey Bewunderung einer erhabenen Handlung empfinde. Der Gedanke dieser Handlung schlägt eine Welle

der Wollust in mein Herz, die sich durch den ganzen Leib verbreitet, wie ein Stein, der durch die stille Oberfläche der Fluth stürzt.

Epikur.

Du mußt ein außerordentlich feines Gefühl haben, wenn du bey dieser Bewunderung noch etwas körperliches fühlen kannst. Ich glaube, daß mein Gefühl auch ziemlich fein ist; allein ich fühle weiter nichts, als eine gewisse Heiterkeit in meiner Seele sich ausbreiten; ein süßer Schauer fährt durch mich, der gewiß von den allerfeinsten Lebensgeistern

entsteht; denn ich kann gar nichts körperliches dabey fühlen. Alle edeln Gedanken wachen in mir auf. Großmuth und Hochachtung erhabener Geister machen meinem Ich ein Kompliment.

Leontium.

Auch du mußt ein außerordentlich feines Gefühl haben, wenn du dieses zu empfinden vermagst.

Epikur.

Fühlst du dabey einen kleinen, mittelmäßigen, oder großen Grad deiner Wollust?

Leontium.

Ich fühle die Wollust, die ich bey Bewunderung einer erhabenen Handlung fühle.

Epikur.

Antworte auf meine Frage, Leontium! sonst kann ich nicht mit dir fertig werden; wir drehen uns in einem Zirkel herum!

Leontium.

Nun wenn du mit mir fertig werden willst, so mußt du sagen, ich fühle einen sehr großen Grad der Wollust. Denn wenn ich sagte: ich

fühlte nur einen kleinen, so würdest du noch viel mit mir zu thun haben! — weiser Epikur!

Epikur.

Es ist mir lieb, daß du dich schon selbst überwunden hältst; denn dein zärtliches Herz, deine schöne Seele erlaubt dir nicht zu sagen, du fühltest nur einen kleinen Grad der Wollust.

Also bey dieser Handlung fühltest du einen großen Grad von Wollust. Bey der Betrachtung des Gemäldes eben so viel, und wie wir

uns zum erstenmal anredeten, liebste Leontium! hast du doch wohl vielleicht nicht weniger empfunden? — Sage mir nun aufrichtig: Sagt dir dein Herz, dein Gefühl habe einen gewissen Unterschied zwischen diesen wollüstigen Empfindungen?

Leontium.

Ich muß dir nur Recht geben, du bist ein kleiner Zänker! Ja ich fühle einen Unterschied; wie ich dich zum erstenmale umarmte, fühlte ich den höchsten Grad der geistigen, und bey Betrachtung des Gemäldes den höchsten Grad der herzlichen, und

bey der Bewunderung der erhabenen Handlung Alexanders den höchsten Grad der phantastischen Wollust!

Epikur.

Ich will schon noch einmal aus deinem schönen Köpfchen das satyrische Dämongen jagen, du schalkhafte Leontium! — Um uns aber nicht länger über die Eintheilung der Wollust zu zanken, so wollen wir ihr Wesen untersuchen. — Was fühlst du dabey?

Leontium.

Du streichelst mir mit deiner sanf-

ten Hand die Wange; kaum berührst du sie, und ich fühle, was ich bey dem gelindesten Hauche des Westwinds fühle, wenn er von Rosen fliegt, und schnell durch meine Lotten schlüpfte!

Epikur.

Und was fühlst du da?

Leontium.

Ein leises Kitzeln, das mir sehr angenehm ist; und meine Lippen zum Lächeln zwingt.

Epikur.

Hat es nichts ähnliches von deinen wollüstigen Empfindungen?

Leontium.

Ein Rechenmeister der wollüstigen Empfindung könnte hier ein= zählen.

Epikur.

Also wäre dies ungefähr der erste Grad von Wollust?

Leontium.

Mir scheint es so.

Epikur.

Und was bemerkst du bey dieser Empfindung?

Leontium.

Eine ſanfte Berührung, welche die äuſſerſten Theilchen meiner Wange in eine kleine Zitterung bringen.

Epikur.

Ariſtipp hatte alſo wohl Recht, wenn er die Wolluſt als eine gelinde Bewegung beſchreibt?

Leontium.

Ey, mein lieber Epikur, bey dem hohen Grade der Wolluſt ſcheint ſie mir gar nicht gelinde zu ſeyn!

Epikur.

Was bemerkst du denn für eine Art von Bewegung?

Leontium.

Eine sehr schnelle.

Epikur.

Kann eine gelinde Bewegung nicht zugleich sehr schnelle seyn?

Leontium.

Ich verstehe dich nicht, Epikur.

Epikur.

Der Westwind fährt bisweilen

sehr schnell über die Spitzen der Blumen auf Wiesen dahin, haucht lispelnd in die Blätter der Sträuche, und auf der schnellsten Flucht wirft er mit seinen eilenden Schwingen ein Küßchen auf deine Wangen. Ist die Berührung sehr schnell, und zugleich sehr gelind?

Leontium.

Das ist wahr. Hier ist gelind aber nur so viel, als äußerst sanft, kaum berührend, und ich weiß also noch immer nicht, was das sagen will, die Wollust ist eine gelinde Bewegung.

Epikur.

Die Wollust ist eine gelinde Bewegung der Lebensgeister in deinen Nerven, oder eine gelinde Bewegung des Bluts in deinen Adern.

Leontium.

Diese ist aber ja beständig in meinem Körper, also müßte Leben der unterste Grad von Wollust seyn.

Epikur.

Und was hindert dich dieses zu glauben? Dieses Gefühl ist uns so gewöhnlich worden, daß wir die Wollust dabey nicht mehr merken. Es

bald dieſe gelinde Bewegung der Lebensgeiſter etwas ſchneller wird, ſobald empfinden wir ſie auch, und die Grade der Wolluſt ſteigen mit der Schnelligkeit. Die groben körperlichen Wollüſte entſtehen durch die Berührung der äußern Theilchen der Nerven, und die in denſelben herumlaufenden Lebensgeiſter kommen dadurch in Bewegung; die Pulſe ſchlagen heftiger, das Herz klopft ſchneller.

Leontium.

Was iſt aber der Schmerz, Epikur? Die Pulſe ſchlagen auch heftig

und das Herz klopft äußerst schnell bey Angst und Verzweiflung.

Epikur.

Aristipp nannte den Schmerz eine rauhe Bewegung; allein hier weiß ich selbst nicht, wie er dieses gemeynt hat. Der körperliche Schmerz entsteht mehrentheils durch Trennungen und Zerscheidungen der Nerven, durch Verhinderungen des Umlaufs des Blutes und der Lebensgeister. —

Wenn ich dir dein kleines Fingerchen drücke und zusammenpresse, so berühre ich es nicht sanft, wie vor-

hin deine Wange; die Bewegung ist rauh, nicht gelind. Das Blut bleibt in der Spitze desselben stehen, die Nerven werden gepreßt, es wird ein leerer Zwischenraum gemacht, und du hast eine unangenehme Empfindung. Bey Wunden werden sie völlig getrennt, und auf diese Art entsteht der Schmerz.

Leontium.

Allein das Pochen der Angst im Herzen scheint hiermit nichts ähnliches zu haben. Wir haben hier unangenehme Empfindungen, und fühlen

Schmerz, denn warum sind wir froh, wenn sie vorüber ist?

Epikur.

Die Angst, der Schreck und die Verzweiflung scheinen mir ein Stocken in dem Umlauf des Blutes und der Lebensgeister hervorzubringen, daß sie sich zu einem Strom dämmen, der denn mit aller Gewalt durch die Nerven und Adern bricht. Das Gesicht glüht bald überall, und bald hat es das Blut verlassen, und ist zum Herzen hinabgesunken. Wenn ich Kopfschmerzen habe, so ist es mir nicht anders, als wenn sich das

Blut im Kopfe gedämmt hätte, und mit aller Gewalt die empfindlichſten Theile deſſelben drückte. Es wallt, es tobt und wallt darinnen, und ſchlägt an die Stirne, wie ein Sturm mit Wellen das Ufer. Der Schmerz iſt alſo weiter nichts, als Stilleſtand und Flucht des Blutes und der Lebensgeiſter.

Leontium.

Du ſcheinſt richtig zu ſchließen; widerlegen kann ich dir nicht, weil ich die Natur des Menſchen noch nicht ſo gut aus Erfahrung kenne, wie du.

Epikur.

Hier sind die Grenzen des menschlichen Verstandes. Es ist sehr schwer, sich hier richtige Begriffe zu machen, man kann hier sehr leicht fehlen; allein man muß denen verzeihen, die so verwegen und so kühn sind, sich in diese Tiefen zu wagen, denn viele bekommen schon den Schwindel nur beym Hinabsehen, und man muß lange, ja viele Tage des Lebens hinabgesehen haben, wenn man etwas bemerken will.

Leontium.

Allein wie willst du nun die wollüstigen Empfindungen eintheilen? Epikur!

Epikur.

Ich bleibe bey der Eintheilung, die ich schon gemacht habe; ich will sie nicht wiederholen, du möchtest mich sonst wieder mit Einwendungen quälen, und wir armen Menschen können den feinen Unterschied der wollüstigen Empfindung unmöglich so genau bestimmen, daß sich dawider nichts einwenden ließe.

Die Vergnügungen der Einbildungskraft können unmöglich so stark seyn, als wenn wir sie wirklich empfinden. Allein sie sind oft weit wollüstiger — die größten Weisen haben

ſich ſehr die Köpfe darüber zerbrochen, die Urſache ausfindig zu machen, warum die Schmerzen, welche wir mit der Einbildungskraft fühlen, anſtatt ſchmerzliche Empfindungen, angenehme hervorbringen. Warum die Schmerzen, die der Phädra, die dem Oedip ſo wehe thun, ſo unangenehme Empfindungen hervorbringen, daß ſie wenigſtens eine angenehme Bitterkeit ſchmecken laſſen, und Zähren in die Augen locken, die wollüſtiger ſind, als alle übrigen körperlichen und geiſtigen Wollüſte! — Die Erfahrung iſt freylich überaus wunderbar, allein die Herren verlangten

wahrhaftig zu viel von ihrem Verstande, wenn er sie ohne die Untersuchung der Natur des Schmerzens und der Wollust, der angenehmen und unangenehmen Empfindungen erklären sollte.

Leontium.

Und kannst du sie denn erklären?

Epikur.

Vielleicht so wenig als sie; allein ich weiß, warum ich sie nicht erklären kann, nemlich weil ich die Natur der Wollust und des Schmerzens noch nicht so vollkommen kenne, als

ich sie kennen müßte, wenn ich sie erklären wollte; doch, Leontium, wir wollen sehen, was wir herausbringen. Die Natur ist eine getreue Lehrmeisterin, ohne sie verirren wir uns.

Es scheint, Leontium, als wenn wir wirklich zweyerley Arten von flüssigen Materien in uns hätten, durch deren Bewegung wir belebt werden, welche uns das Leben geben, nemlich feine und grobe. Unter die groben gehört das Blut, und unter die feinen die Lebensgeister, die in den al-

lerkleinſten und zarteſten Nervchen herumlaufen.

Wenn wir auf einen Feind losgehen und mit ihm kämpfen wollen, ſo ſetzen alle Sinnen und Seele und Geiſt, und alle die erſten Bewegungen unſerer ſelbſt, Blut und Lebensgeiſter in Bewegung. Alles ſchwillt empor, und die alte Kraft unſerer Nerven wird dadurch vervielfachet, und wir empfinden Wolluſt bey dieſer Bewegung. Der reine, mit andern Leidenſchaften nicht vermiſchte edle Zorn, iſt eine wollüſtige Leidenſchaft. Nun nimmt der Kampf ſei-

nen Anfang. Schlag auf Schlag zischt durch die Luft. Allein der Gegner ist stärker als wir; unsere Tapferkeit unterliegt der seinigen, und wir werden besiegt. Nun entstehen die unangenehmen Empfindungen des Schmerzens, die ich dir vorher beschrieben habe; uns sind sie sehr schmerzlich. Was fühlt nun der Zuschauer dabey, der für uns interessirt ist, nicht persönlich, sondern nur aus Sympathie, nur der feinere Theil der flüssigen Masse wird heftig von dieser Sympathie bewegt Hier ist Stillstand und Flucht ein kleiner aeistiger Schmerz, aber mit vieler Wol-

luſt vermiſcht. Die gröbere flüſſige Materie, das Blut in unſerm Körper, bewegt ſich zwar auch ſanneller, allein die Bewegung iſt gelinde, die Nerven der Lebensgeiſter werden ſehr ſanft zuſammengepreßt, daß ſie kaum eine Zähre ausſchwitzen können. — Und ſo iſt es bey den übrigen Leidenſchaften auch. Nur die wenigſten Leidenſchaften ſind ſchmerzlich. Wenn die Liebe, dieſe wollüſtige Leidenſchaft, einer Perſon ſchmerzlich werden ſoll, ſo muß der Charakter und die Lage der Perſon allezeit das mehrſte dazu beytragen. —

Phädra klagt, weil sie ihre Liebe nicht ausbrechen lassen, nicht entdecken kann; die in die Nerven zurückgepreßte Liebe drückt sie, und machen ihr unangenehme Empfindungen, die aber doch immer eine gewisse bittere Wollust haben. Wir fühlten das Angenehme mit ihr, und beklagen ihren Zustand.

Weiter läßt sich diese Erfahrung nicht erklären, wenn man nicht Worte ohne Gedanken sagen will. —

Leontium.

Laß uns die Wollust fühlen, Epi-

kur, mag doch ihr Wesen seyn, was es will. Die Götter haben sich die Geheimnisse der Natur allein zu wissen vorbehalten, vielleicht weil die vollkommene Erkenntniß davon unsere Vergnügungen stören. Was hilft es dir, wenn du nun auch vollkommen das Wesen der Wollust kennst? Wie leicht hindert es dich im Genuß derselben. Laß uns dem Instinkt folgen, sie genießen, und nicht lange danach forschen, warum sie so süß ist.

Epikur.

Man muß die Natur der Wollust kennen, wenn der Genuß derselben

uns nicht schaden soll, und wenn wir sie so sehr genießen wollen, als es den Sterblichen erlaubt ist. Denn schon das bloße Gesundleben ist Wollust, und weswegen sollten wir sonst auf dieser Erde herumtaumeln? Die Götter setzten uns auf diese Welt, um Wollust zu genießen. Alle unsere griechischen Weisen, von Solon, ja sogar von Lykurg an bis auf meine Wenigkeit, können keinen andern Endzweck von unserm Daseyn herausgrübeln, und die Götter müßten sehr eigensinnig denken, wenn sie von uns foderten, einen andern zu erfüllen, den wir nicht wissen, den

die Weiſeſten nicht wiſſen konnten. Solon ſang noch, eh er in die Pforte Elyſiums trat, ſeinen Brüdern und Schweſtern:

Befreyt von allen Geſchäften,
Seh nun mein letztes Leben.
O gieſe Göttin von Paphos
Doch Lieb in meinen Buſen!
Und führe mich durch Blumen
Von Vater Bachus begeiſtert
Und beym Geſang der Muſen
Ins Land der weiſen Väter.
Cythere, Bachus, Muſen,
Von euch kömmt jede Freude.

— — — —

Unglückſelig ſind jene, welche am Ende der Laufbahn des Lebens noch aus

rufen, wir haben unſer Leben nicht genoſſen! — Vielleicht daß nach dieſem Leben größere Wollüſte für uns beſtimmt ſind; allein wir kennen ſie nicht. Noch keiner von den Todten iſt aufgeſtanden, und hat ſie uns beſchrieben. Zwiſchen uns und der Zukunft liegt Nacht, wogegen die finſterſte unter allen Nächten Sonnenſchein iſt. Wie iſt es möglich, hier hindurchzublicken! Wir müßten die größten Thoren, die elendeſten Schwärmer ſeyn, wenn wir die Wollüſte, welche die Natur uns jetzt zum Genuſſe darreicht, deswegen verachten wollten, weil vielleicht nach dieſem

Leben bessere auf uns warten! Was sollen wir denn sonst in diesem Leben thun? Entweder sollen wir uns einander unglücklich oder glücklich machen! denn sonst können wir unsern Nebenmenschen nichts erweisen! — Wie sehr muß dessen Seele rasen oder unsinnig seyn, der behaupten kann, der Endzweck der Menschen auf dieser Erde wäre, sich einander unglückselig zu machen.

Leontium.

Ein solcher Mensch ist ein Ungeheuer! Es kömmt mir auch unbegreiflich vor, daß jemals ein solcher

Gedanke in einem Geschöpf von unsrer Art seyn könne.

O Epikur, laß deine Phantasie erröthen, daß sie nur einen solchen Menschen hat denken können! Er ist nicht möglich, nicht denkbar!

Epikur.

Gutherzige Leontium, reise zu den melancholischen Aegyptiern, da kannst du Menschen finden, die so rasend denken. — Die Natur muß ihnen den Instinkt versagt haben, den sie allen Menschen giebt, den Schmerz zu fühlen, und angenehme Empfin

dungen sich zu verschaffen. Diese finstern Geschöpfe sind nicht würdig, in unsern Gesprächen zu seyn, laß uns ihrer nicht mehr erwähnen.

Wie unzählbar ist die Menge der geistigen und körperlichen Wollüste! als die beste Mutter bietet sie die Natur in ihrem Schooß uns an, sie zu genießen. Alle Arten von Geschöpfen empfängen sie von ihren freygebigen Händen; keinem werden sie verweigert, oft dringt sie solche ihnen wider ihren Willen auf, ihren Gebrauch aber läßt sie uns selbst. Sie gab uns Fähigkeiten, hiebey weise zu

seyn, und folget nicht hieraus, daß der weise Gebrauch der Wollüste die gröſte Bestimmung des Menschen auf dieser Welt ist.

O Leontium! laß uns den Lehren der Weisheit in dem Genuß der Wollust folgen. Die Natur befiehlt es uns, wir werden dafür gestraft, wenn wir ihr nicht gehorchen. Die große Hauptwollust, welche uns die Natur zur Glückseligkeit darbietet, ist die Liebe. Wie viele Becher voll Wonne kann der Mensch aus dieser Quelle schöpfen, wenn er weise handelt! Welche Entzückungen wird er genie-

ßen, wenn er am Busen seiner Leontium liegt! Nektar von ihren Lippen saugt! Ihre Augen, in denen die geistige Zärtlichkeit schwimmt, mit seinen Blicken in die Seele zieht, die geheimsten Gedanken seines Kopfes und Herzens von ihrem überirdisch schönen Geiste prüfen läßt.

Leontium.

Die Liebesgötter tanzen, und alle Freuden umarmen sich in mir, wenn die Melodien einer Laute und die Lieder, welche von der innersten Wollust in meiner Seele meinen Lippen entschlüpfen, mein Gesicht mit süßer Hei-

terkeit mit einem weisen und angenehmen Lächeln begießen. Ewig, ja ewig will ich dich lieben, Epikur! Dir hab ich die Hälfte meiner Glückseligkeit meines Lebens zu danken. Aus dem Strudel der Wollust hast du mich gerissen, worin ich schon jetzt wähnte versunken zu seyn.

Epikur.

Wir wollen die übrigen Tage des Lebens nach diesen Lehren vergnügt finden, liebste Leontium! Wollust und Ruhe sollen immer mit einander abwechseln; wir würden sehr thierisch handeln, wenn wir beständig ohne

Unterlaß immer angenehme Empf
dungen in uns hervorbringen w
ten! Schon die Natur gab uns
Schlaf, um von dem Leben aus
ruhen, welches, wie du sagst,
unterste Grad der Wollust ist.
Nerven verlieren ihre Empfindlichk
wie ich schon oft gesagt habe, wo
wir beständig wollüstige Empfind
gen hervorzubringen uns anstreng

Wenn wir erwachen, so empf
den wir ein süßes Wollen in u
das wir kaum nicht mehr empfind
wenn wir es einige Zeit genossen
ben. Laß uns also auch hierin

Natur folgen, und bald mit den Wollüsten schlafen, bald wachen!

Mit den thierischen groben körperlichen Wollüsten muß man überaus sparsam seyn. Man schöpft die Quelle des Lebens nach und nach so sehr aus, daß man es nicht wieder ersetzen kann. Die Natur gab uns die geistigen Wollüste, welche nicht sehr schwächen, vielmehr das Leben verlängern. Fast jede Leidenschaft bringt in uns eine geistige Wollust hervor. So lange wir lieben, kommen unsere Lebensgeister niemals in Ruhe. Sie sind beständig in Bewegung. Sie

ist ein beständiger Zephyr auf der Quelle der Wollust. Man muß dieſen Zephyr wie in einen Nordwind verwandeln, und ausschweifend, bis zur Raserey verliebt seyn, das ist eine barbarische Leidenschaft, die die Griechen doch nie, wenigstens nur in Tragödien und Romanen, gekannt haben; sie sey heiter und freudenvoll, nicht stürmisch; sanft, wie die Liebe Anakreons, nicht wie die Liebe der Sappho. Man muß den Gegenstand seiner Liebe verlassen können, sobald er uns nicht mehr die Wollust der Liebe verschaffen kann, nicht so heftig in ihn verliebt seyn, daß uns des-

wegen das ganze menschliche Geschlecht gleichgültig oder gar verhaßt ist, und man darf nicht blind, sondern weise lieben.

Die Weisheit kann bey keiner Leidenschaft schädlich seyn. Es ist wahr, bey den hohen Graden verläßt sie uns; allein sie führt die Leidenschaft erst zu dem Gegenstand, und dann verläßt sie dieselbe. Gewiß wird sie dann thun, was die Weisheit vorhergesehen hat, und mehrentheils thut sie mehr, als was die Weisheit hoffte.

Man sagt: die Liebe ist blind.

— Eine blinde Liebe kann selten den rechten angemessenen Gegenstand treffen; der Pöbel kann nur blind dabey seyn, denn er hat nicht nöthig, den Gegenstand seiner Liebe zu sehen, da er ihn nicht mit den Augen braucht. — Da Liebe die Hauptleidenschaft im menschlichen Leben ist, so ist sie es auch in den schönen Künsten. Die Gemälde, worin ein wichtiger, viel in sich fassender, Zeitpunkt einer edeln Liebe gewählt ist, interessiren jedermann, der sie ansieht. Die Schönheit allein vergnüget nur; ihr Anblick heitert die Seele auf, wie ein heiterer Morgen die Sinne. Wenn

aber Leidenschaft in ihren Bewegungen und Zügen ausgedrückt ist, so steckt sie uns damit an, und wir fühlen sie. Die Sympathie ist eins von den grossen Geheimnissen der Natur, womit sie unsere Vermögen vervielfältiget hat.

Die Perser können eine Leidenschaft von ihrer ersten Entstehung bis zum höchsten Grad schildern, und uns so sehr täuschen, daß wir ihre handelnden Personen wirklich sehen und hören. Wir sehen die griechischen Helden bey Troja kämpfen, und

jubeln über ihren Sieg, oder weinen über ihre Niederlagen.

Leontium.

Oder vielmehr: wir intereſſiren uns für den edeln Held im Homer, er mag Grieche oder Trojaner ſeyn! Wie oft hab ich über das harte Schickſal des edeln Hektors geweint! Wie oft hab ich gewünſcht: Achill und er möchten nie mit einander gekämpft haben!

Nichts bringt die Täuſchung bey einem Gedichte mehr hervor, als wenn es mit Muſik begleitet wird.

Die Augen verhindern die Ohren, verhindern die leiblichen Augen der Seele zu sagen, daß sie mit den Augen der Phantasie sieht.

Es liegt in unserer Natur, daß wir alles lieben, was uns schön zu seyn scheint; und ferner, daß wir wünschen, die Schönheiten, welche uns die Phantasie vormalt, möchten wirklich seyn. Wenn ein Künstler nur ein wenig die Kunst versteht, unsere Aufmerksamkeit einzuschläfern, so kann er uns täuschen und betrügen wie er will.

Epikur.

Das ist der Vorzug eines weisen Mannes vor dem Pöbel, daß er die geistigen wollüstigen Empfindungen fast allein genießen kann, und die körperlichen Wollüste tausendmal mehr empfindet, als dieser. Man muß in seiner Jugend wenigstens die Hauptleidenschaften selbst empfunden haben, wenn man ihre Wollüste in der Nachahmung von Dichtern, Malern, Bildhauern, Dämonen, Demostheneſen, Ariſtippen, Xenophonten und Platonen wieder empfinden will, oder was kann ich dabey fühlen, wenn ich noch nichts dabey gefühlt habe? oder nicht

weiß, was ich dabey fühlen soll? deswegen müssen wir die schönen Künste und Wissenschaften so sehr schätzen, weil sie uns wollüstige Empfindungen verschaffen, die uns nichts kosten. Unsere Pflicht ist es, die großen Dichter, Maler und Bildhauer, Tonkünstler und Redner, und den Inbegriff von allen den wahren Weisen zu lieben, Lob zu ertheilen, und ihre Meisterstücke zu belohnen; weil sie Priester, oder vielmehr Abgesandte der Natur sind; die uns durch einen blumigten Lebenspfad führen, und uns mit Bechern von Quellen der Wollust gefüllt bewirthen. Was hilft

uns sonst die Gelehrsamkeit, wenn sie uns nicht glücklich macht? Ein Land, wo die schönen Künste nicht blühen, wo die Meisterstücke der Künstler anderer Nationen nicht bekannt sind, nicht geschätzt werden, wird vom Pöbel, von einer andern Gattung von Thieren bewohnt, als die Griechen sind. Noch wie ins Leben erwacht, beschäftigen sie sich mit Elend, Gram, Traurigkeit und schmerzlichen Dingen, wenn sie sich ohne die schönen Künste zu freuen und zu leben glauben, und noch auf sie schimpfen. Weil sie sich nicht mit wichtigen Dingen beschäftigen, so gleichen sie den

Eulen, die in der Nacht klagen, daß die andern Vögel schlafen.

Leontium.

Laß uns den schönen Morgen genießen, schon hat die Sonne den Thau von den Blumen geküßt, die Rosen und Jasminen dampfen Wohlgerüche aus, wir wollen uns in die Laube an die Quelle legen, ich will meiner Sappho nachempfinden, und ruhe du bey dem Dialog deines geliebten Arißipps aus.

V.

Ottilie.

Der Graf seufzte, steckte das Manuskript zu sich, nachdem er es mit ernster Aufmerksamkeit durchlesen hatte. Schade für den vortreflichen Kopf, sagte er, der seine Fähigkeiten solchen Spielereyen opfern kann. Sehen Sie die Nonne? Sie soll ein Ideal weiblicher Schönheit seyn.

Bey Gott! das iſt ſie! Noch nie ſah ich ein ſchöneres Weib in jedem Betracht. Ich bin von ihr bezaubert, und vielleicht eben ſo ſehr, als der Prinz! denken Sie, wie groß das Opfer iſt, das ich dem Orden bringe! Ich liebe ſie wie meine Seele — dieſes vortreffliche Geſchöpf. —

Aber wenn der Prinz ſolche Gefühle mit ihr theilt, wie jene, ſo mag ihre Tugend eben nicht ihren größten Werth beſtimmen.

Ich zweifle, daß er dieſe Gefühle bey dem tugendhaften Mädchen aus

ßern dürfte. Wenigſtens müßte ich es lügen, wie der niedrigſte Verläumder, wenn ich ihn der mindeſten Zweydeutigkeit in meiner Gegenwart beſchuldigen ſollte.

Das Mädchen iſt gegenwärtig höchſtens achtzehn Jahre, und in ihrer ſchönſten Blüthe. Ihre Wangen ſtrotzen von der Geſundheit üppigſter Fülle. Ihr Buſen wallt mächtig von überſtrömenden Gefühlen, ſelbſt unter dem ſchwarzen Skapulir mächtig empor. Ihre Augen ſind ſanft wie Tauben-Augen, um mich mit dem geheiligten Sänger der

Liebe auszudrücken, und über ihr ganzes Wesen ist die höchste sittliche Anmuth verbreitet. Ihre Sprache ist melodisch, wie Harmonika-Klang, und jedes ihrer Worte hat das Gepräg der liebenswürdigsten Naivität. Eine schwermüthige Empfindung drängt sich manchmal hervor, aber schnell sucht sie sie zu verbergen, und läßt sich nichts merken.

Ihr Guitarrenspiel und mehr noch ihr Gesang, fesseln den Prinzen am stärksten. Sie wissen, daß er eine Zeitlang schwermüthig war, als das Land über den Tod seiner allgeliebten

Mutter trauerte. Nur diese Zauberin im Schleyer und Skapulier vermochte ihn aus seiner Melancholie ins schöne helle Leben wieder hervorzurufen und ihn für die Freuden seines Daseyns empfänglich zu machen.

Aber desto unempfänglicher für die seiner Bestimmung.

Vergebung! Ich glaube — könnte irgend ein Wesen ihn zu grossen Thaten bestimmen, könnte irgend jemand die Flamme edler Regententugenden in seinem Busen anfachen, so

wär es diese Ottilie. Man müßte freylich auf sie zu wirken verstehen.

Wenn sie ihn wahrhaft liebt, wenn vielleicht Vertraulichkeiten zwischen ihnen vorgefallen wären, so möchte dieses wohl sehr schwer halten. Denn mit Liebenden . . . Wissen Sie nichts von ihrer Biographie?

Wenig außer diesem: Sie ist nicht länger als ungefähr sechs Monate in diesem Kloster. Woher sie kam, weiß man eben so wenig, doch war sie schon eingekleidet, als sie hieher kam, und der Prinz soll sie zum erstenmale

von einem Thurme des Pallasts mit dem Fernrohre im Klostergarten entdeckt haben.

Von ihrer Abkunft will man wenig oder gar nichts wissen.

Hat der Prinz darüber Ihnen nichts vertraut?

Ich glaube fast, er hat sich selbst noch nicht darum bekümmert.

Das wäre stark. Doch seit wann fragen Liebende nach ihrer Abkunft. Ihr Herz ist ihr Stammbaum und

ihre Heimath — die Welt. Wir sprachen noch verschiedenes über den Prinzen, über seine Liebe, machten Entwürfe, bestimmten aber nichts, und schieden erst gegen Mittag von einander.

VI.

Der Maler.

Albert, du bist sehr vertieft, sagte ich zum Prinzen, als ich zu ihm ins Zimmer trat und ihn in voller Beschäftigung über dem Bildnisse eines Mädchens fand, das er mit den lebhaftesten Farben malte, und wo ich sogleich aus allen Zügen Ottilien wieder erkannte.

Er sprang auf, drückte mich an sein Herz. Du erkennst sie wieder, Adolf! O wie freut es mi[illegible] meinem Herzen will dieses ma[illegible] Bildniß nicht genügen; ach da steht es ganz anders, so deutlich, so lichthell, so glänzend wie eine verklärte Heilige. Ach es ist eine Heilige! die Erde ist sie nicht werth.

Aber Albert, welchen Zweck kann diese Liebe haben? nur unglücklich kannst du sie machen die Vortrefliche. Zu deiner Buhlerin kannst und wirst du sie nicht entwürdigen, deine Gattin darf sie nicht seyn. Und wie

unglücklich seyd ihr beide, wenn Ihr euch ernstlich liebt, und dann völlig einander losreißen müßt. —

Trennung von Ottilien kann ich mir nicht als möglich denken. Ich lebe nur für sie und alles Leben hebt sich nur aus ihr in meine Seele. Freundschaft — nur süße Freundschaft wird in unsern Herzen wohnen, und uns ewig, ewig einander binden.

Verzeih' Albert! wenn zu kühn der Freund sein ihm vertrautes Recht gebraucht. Mir scheint es, mehr als Freundschaft walte zwischen euch.

Willst du es Liebe nennen, ich kann es dir nicht wehren.

Mehr noch als rein platonische Liebe. Ottiliens schmachtende Augen scheinen mir mehr zu verrathen, als sie wollen.

Du erröthest? — Albert, in jener schrecklichen Gewitternacht, als du dich aus dem Schlosse, stahlst, und heimlich dich ins Kloster durch List, mit Dietrich, Leiter und Mitternacht verschworen; in ihre Zelle stiegst — da hast du die Rose gepflückt — die . . . . .

Halt ein Adolf! halt ein, rief er aus, und bedeckte mit beiden Händen sein glühendes Gesicht. Adolf! du bist ein zu hellsehender Beobachter. Ich schäme mich vor dir. Diese Röthe zieht sich über das Bekenntniß meiner Schuld, aber jene Gewitternacht — ach sie war die glücklichste meines und vielleicht auch ihres Daseyns.

Und dein Herz sagte dir nichts am andern Morgen, als du gedankenvoll im Park auf und ab gingst. Man hat dich bemerkt ....

Hat man das? — Adolf, wenn

du mein Herz kennst, so kannst du dir leicht seinen ganzen Monolog übersetzen. Ich schwamm in einem Meere des seligsten Entzückens, ich konnte sie nicht lassen, die unendliche Liebe des vortrefflichsten aller Wesen, das sich mir so ganz aufopferte.

Und wenn diese Zärtlichkeiten Folgen haben sollten? was müßte aus der Aermsten werden?

Und du kannst hierinn die mindeste Schwierigkeit finden? Ich vertraue mich der Oberin. Was kann sie gegen mich? Ottilie wird auf

irgend ein Landhaus gebracht, wird Mutter von mir, und ihr Kind wird erzogen, sie kehrt ins Kloster zurück, und.....

Wie leicht du alle jene ungeheuern Zwischen-Räume überspringst, ohne zu bedenken, daß Ottilie ein Herz hat, ein feinfühlendes Herz. Rechnest du die Kränkungen ihrer Mitschwestern, die Vorwürfe ihres Gewissens für nichts, und glaubst du, sie werde sich jetzt ihrem Kinde trennen? sie werde, ohne todtgepeinigt zu werden, wieder ins Kloster zurückkehren

dürfen? und weder deine Gattin, noch.....

Adolf! jetzt vollend'! du haſt meine ganze Laune verdorben. Sie liebt mich und ich werde handeln, wie die Liebe mir befiehlt. Um alles übrige ſey außer Sorgen.

Ich lenkte die Unterhaltung ab, und nach einer Stunde, als ich ihn wieder ruhig fand, nahm ich Abſchied von ihm.

Wann kömmſt du wieder? rief er mir nach.

Wenn du mich verlangst.

Also nicht eher? du bist beleidigt?
verzieh! mein Herz, mein Kopf.....
Besuch mich morgen wieder . . . . .

VII.

Auguſte.

Ich ſprach das vortreffliche Mädchen im Schloßgarten. Einſam ſaß ſie in der dunklen Laube, und las in einem Buche.

Warum ſo ſtill Adolf, ſo trüb? ſagte ſie, und blickte mich traulich ſchmachtend an. Heiter ſollteſt du ſeyn, und deine Freundin nicht mit der ernſten Kummermiene betrüben, wenn du ſie wahrhaft liebſt.

Auguſte! Sie kennen meine Leiden! —

Sie werden vorübergehen. Dir bleibt mein Herz! Bewahre mir das deine, und ich frage wo iſt ein Mädchen, das glücklicher wär, als Auguſte? —

Warum unſre Eltern unſre Liebe ſo erſchweren? Ach! ſie wiſſen unſre Leiden nicht. Sie fühlen nicht, was uns den Tod geben wird.

Weg mit dieſen Trauergedanken! Du wirſt leben für mich, mein Adolf,

ich für dich, und wir werden glücklich seyn . . . . . ewig unzertrennlich.

Woher mit einemmale diesen Muth, diese Zuverlässigkeit? Auguste!

Die Liebe gab sie mir, o daß sie mit gleichem Muth dein Herz beseelen möchte.

Die Ankunft der Oberhofmeisterin unterbrach uns. Ich entfernte mich schnell und eilte nach meiner Wohnung.

VIII.

Der Fremde.

Die Sterne flimmerten am grauen Abendhimmel, als ich durch die schattige Allee nach meiner Wohnung ging. Ich fand mich noch nicht ruhig. Mein Blut sprudelte ungestüm zu Kopf und Herzen. Ich hatte die liebenswürdige Fürstin gesehen, ich

hatte mich mit ihr unterhalten, und von ihren Lippen das süßeste aller Geständnisse, das der treuen Liebe, vernommen. Unmöglich konnte ich mich in den engen Raum des Hauses kerkern. Ich ging in den dunkeln Gängen auf und ab — ich lief, ich flog vielmehr. Meine Empfindungen trieben mich allmächtig auf und ab, und ließen mir an keinem Orte Ruhe.

Auguste! seufzte unwillkührlich meine Brust, indem ich mich auf eine der steinernen Bänke niedersetzte.

Auguste weint um Sie, Herzog! in acht Tagen lebt sie nicht mehr.

Erschrocken drehte ich mich herum, und entdeckte einen Mann in einen Mantel gehüllt, dessen Gesicht ich aber nicht erkennen konnte, neben mir.

Von wem sprechen Sie da? fragte ich nicht ohne Schrecken; denn ich kannte keine andre Auguste, als meine Auguste.

Von wem anders, als von Ihrer Geliebten, von der unglücklichen Prinzessin, die in acht Tagen nicht mehr leben wird ....

Wer saats? wer kann sich unterstehen gegen die Ruhe, gegen das Leben des vortrefflichsten Mädchens...

Eine finstere Rotte, die am Verderben des Prinzen, seiner Schwester — mit einem Worte am Untergange des fürstlichen Hauses arbeitet. Warnen Sie den Prinzen — den Monarchen, und lassen Sie durch den Orden einer fürchterlichen Verschwörung entgegenarbeiten, die . . . wir sehen uns morgen an dieser Stelle wieder.

Der Fremdling verschwand in

Nacht und Dunkel wie eine Seifenblase.

Wo ist er hingekommen? fort — fort in Nacht und Dunkel, und ich allein mit dem Dolch im Herzen. Ach Auguste! du, du Vortrefflichste, solltest sterben können? vergänglich seyn wie die Rose, die heute duftet und morgen dahinwelkt . . . . . Nein, nein Mädchen, himmlisches, erhabenes, großes, heiliges, mächtiges. Du — du wirst nicht — du kannst nicht sterben . . . . . ewig jung, ewig schön und blühend wirst du leben und glänzen wie des Himmels ewige Lich-

ter — die heiligen Sterne am mitternächtlichen Himmel . . . .

Da fiel eine Sternschnuppe leuchtend und glänzend herab, und verschwand finster im Kanale hinter der Allee.

Wie? die Sterne fallen vom Himmel? sind wir auch solche Sterne, die eine Zeitlang leuchten und dann herabsinken in Nacht und Dunkel? Aber nein . . . . die Sterne bleiben ewig glühend, glänzend, und nur die Schlacke erlischt in der Nacht des Grabes.

Was Leben und Tod der Menschen und die Ordnung der Bewegung der Gestirne betrifft, so könnte der Mensch auch davon durch eine bedächtliche Unterhaltung in vier Abtheilungen, die ihren zeitlichen Lauf vollenden, eine gewisse Erkenntniß haben, denn die Zeit ist das Maaß, das von allen sinnlichen Maaßen dem Irrthum am wenigsten unterworfen ist, und eben aus dieser Ursache, da die Zeit das wahre Maaß des Laufes der Gestirne, und der Menschen ist, fühlt man, daß es einem viel leichter sey, ihren periodischen Wandel durch den Kalkül der Zeit richtig

zu bestimmen, als durch die konventionellen in der Ausdehnung gewählten Maaßarten die Länge seines Arms genau anzugeben, weil diese Maaßarten keine feststehende noch durch die sinnliche Natur bestimmte Basis haben, und darum messen eine Menge Nationen den Raum selbst und die Entfernungen von einem Ort zum andern oder die Weglänge durch die Dauer oder durch die Zeit.

Mit Beyhülfe des Quadrats mag der Mensch sich selbst von den dicken Finsternissen frey machen, damit die Lehre von dem Alter, dem Ursprung

und der Bildung der Dinge noch vor allen Augen verhüllt ist; sogar möchte er ins Reine bringen, alle die Streitigkeiten über die Entstehung unserer Erdkugel und über alle die Revolutionen, die auf ihrer Oberfläche geschrieben stehen, wie die Nummerzeichen der Kirchenlieder an den äußern Kirchenpfeilern, die in die Gesangbücher zum Texte und in die Herzen zur Empfindung der gläubig Sehenden und sehenden Gläubigen hindeuten, und deren Spuren eben sowohl abbilden können, als die Schattenrisse die Physiognomieen der Seelen ihrer Lichträuber und Schatten

geber, die Folgen und Wirkungen der erſten Exploſion, als die Folgen und Wirkungen aller nachherigen auf einander erfolgten Revolutionen, welche das Univerſum ſeit ſeinem Urſprunge ohne Unterlaß erfährt, wie die Silhouette des Menſchen, wenn die Leidenſchaften von innen die Oberfläche des Originals zerwühlt haben.

Die Menſchen ſind Silhouetten des ewigen Geiſtes, nur mehr oder minder durch die Stellung des Originals gegen den Lichtpunkt verhunzt oder geſchärft, und

wie die Wandrung des Lichtes hinter ihnen vorüber geht, werfen sie ihre stumpfen oder scharfen Abgüsse aufs kahle Reißbret — die menschliche Gesellschaft, die sie mit dem Storchschnabel ihrer Eigenliebe nachzeichnet, und das Bischen Gute vollends verzeichnet; und so wird oft der beste Mensch zum Zerrbilde unter den Menschen.

Die wenigsten Menschen haben eignes Licht, und sind

immer nur Silhouetten von Silhouetten, und wo sie hintreten, machen sie Schatten. Sie können kein Licht geben, weil sie keins haben. Nur Licht, wenn es auf empfängliche Gegenstände fällt, malt mit Farben. Aber lichtlose Gegenstände machen Schatten und verdunkeln das Licht, und so malen die unerleuchteten Erdsöhne ihre Schattenbilder mit der Erde ihres eignen Stoffs, und die Menschen wandeln wie angestrichne Mohren auf dem Theater

herum, von denen uns der Schauspieldirektor und die Schauspieler, die sie anstreichen ließen, überreden wollen, es wären Mohren. Aber es sind doch weiße Menschen, denen nur Verläumdungssucht die Oberfläche färbte, während ihre guten Seelen von der gaffenden Menge verkannt, in den forcirten Mohrenmasken seufzen, und mechanisch mit den Körpern den allgemeinen Affen- und Krokotentanz mitmachen.

Ach Auguste! Mädchen, Engel! wenn du nicht am Hofe eines Fürsten die Prinzessin agiren müßtest, und der dichte Panzer des konventionellen Hoflebens, der ärmlichen Etikette, die sich hinter Schanzkörbe von goldnen und silbernen Nichts versteckt, als Lichtschirm zwischen deine verklärte Seele und die Menschheit trät — welches himmlische Licht könntest du verbreiten. Du würdest den Moder dieses Sarggewölbes mit ewigem Morgenlicht vergolden . . und . . .

IX.

Todtenglockenhalle und Pauckenschläge. Das Miserere.

Als ich am andern Morgen spät erwachte, gab mir Louis einen Brief. Er war von ihr — von der glänzenden Lichtseele, die im fürstlichen Erdform und auf dem eisernen Gußkegel ihres traurigen, unabänderlis

chen Verhältnisses seufzte, wie ein armer Geist in der Aller-Seelen Nacht auf seinem Grabe, für den diesmal die Messen nicht hinreichten, und der schon warten muß, bis übers Jahr die Reihe an ihn kömmt.

Ach Auguste! wann wird dein weinender weiser Geist vom schwarzen Grabe dieses traurigen Lebens und dem rothglühenden Gußkegel ewiger Qual getrennter Liebe erlöst werden? . . . Ach nur dann, wenn die Todtenglockenhalle in wehmüthigen Pulsen zwischen das Miserere klarren, das uns die Menschenkrokodille

zu spät nachheulen, wenn sie unsre Herzen zerfleischt, unsre Liebe erwürgt haben, und schrecklich mahnend wie die Paukenschläge der Heertrommel zum jüngsten Gericht sie an ihren dereinstigen Hingang erinnern, und die schlummernde Hyäne, das Gewissen, laut wie Gottes Donner aus ihrem Opiumschlafe emportrommeln, dann — dann Auguste! wenn sich die Kirche füllt mit Opferduft, und die Lichter unsre Särge umglänzen, und beym traurigfeyerlichen Hochamt mit wehmüthig solennem Pomp das Hosianna ertönt — dann küssen sich unsre erlösten Geister, dann sinken

die Fesseln, und in jubelnden Geisterchören erneuen wir den Bund, den wir auf Erden schlossen, ach! und nicht kundbar werden lassen dürften, dort — dort sinkt die elende Scheidewand

und keine Kleider, keine Falten
verstecken den verklärten Leib.

Auguste! wann, ach wann kömmt die schöne Nacht, die die grauen Thore schließt und das Haus öfnet der ewigen Freyheit zum schönern Morgenlicht .... vielleicht ist er noch ferne? O laß uns vorgreifen ...

laß uns eilen nach jenen blumigen Geſtaden, wo die Zeit ihren Fuß nicht hinſetzen darf, und die Menſchen mit all ihren Leiden die Leichname abſchütteln, wie der fertige Schauſpieler den Trauermantel, wo die Liebenden wie trauliche gute Kinder mit einander luſtwandeln ohne Thränen, und die Freude ein ewiges Kind bleibt . . . . Toſſaniens Nektar, wechſelnd von unſern Lippen geküßt, machte ſo ſchnell in einer Nacht dem Jammerſpiele ein Ende . . .

Ich erbrach den Brief. Die

Buchstaben zitterten vor meinen Augen.

Er war hier der Mann, den ich hasse, der Mann, den mein Vater mir bestimmt hat. Er war hier und hat Abschied genommen. Er verreist.

Ich saß eben am Nachttische, als man seinen Besuch ansagte. Mein Vater hieß mich aufstehn — hah! und artig seyn —.

Ich stand auf, wickelte die Hände in meine Handschuhe, denn ich

fürchtete seine abgeschmackte Höflichkeit. Nach einer kalten Verbeugung blieb ich stehn, so lange mein Vater mit ihm sprach. Er sah sehr reich aus. Ueber seine hohen Schultern hing das Ordensband, das er nicht verdiente. Mit grämigem Lächeln bewunderte er meine langen Haare, die noch ungebunden über meinen Rücken hingen.

Mein Vater, der ihm besonders schmeichelt, machte Spaß, und wand einen doppelten Gürtel von meinen Haaren um meinen Mantel; der Indianer schien entzückt, hob seine zwey

groſſen Hände in die Höhe, und wollte mich umarmen.

Wie zwey Schlangen lagen seine fürchterlichen Arme auf meinen Schultern, daß ich vor Angſt aufſchrie.

Du haſt kein Bild von der fürchterlichen Gestalt, in der er mich anſtarrte. Sein Mund ſtand offen, daß man ihm bis in die Kehle ſah, und ich verſichere dich, daß ich nachher noch viel mehr Angſt hatte; denn ſo häßlich er auch iſt, ſo war er doch noch weit fürchterlicher, als zuvor. Es überlief mich ein eiskalter Schauer,

der mich schüttelte, als ob ich auf ein vergiftetes Thier getreten hätte. Er wandte sich um, und fragte meinen Vater, ob ich keine Abneigung vor ihm habe?

Ein wohlgezognes Mädchen, antwortete er mit seinem gewöhnlich rauhen Regimentsinhabertone, kann keinen andern Willen haben, als den seines Vaters. Diese Antwort machte den Abscheulichen laut lachen. Auch mein Vater lachte, daß michs in der Seele kränkte. Ja, in allem, was von meinem Willen abhängt, will ich gern gehorchen, sagte ich zu meinem

Vater; aber meinem Herzen kann ich in diesem Falle nicht gebieten.

Ich habe dich jetzt nicht gefragt, gab er mir mit einem Blicke zur Antwort, der mir seine ganze Verachtung drohte.

Er verließ uns. Eine Stunde hernach kam meine kleine Schwester, Prinzeß Heliodora, zu mir gelaufen, stellte sich zwischen meine Knie.

Fühle, Schwester! fühle wie das Herz mir schlägt.

Was ist dir geschehen, Heliodora? fragte ich und küßte sie.

Das gute Kind wischte sich die Augen, und erzählte mir seine ganze Geschichte. Ich war im großen Saale, sagte sie, um meine Klavierlektion noch einmal nachzuholen, da hörte ich einen entsetzlichen Lärm im Kabinete.

Du schmähst mich immer, daß ich so vorwitzig wäre, und diesmal wars doch gut, daß ich lauschte.

Leise schlich ich auf den Zehen an

das Zimmer, und sah durch das Schlüsselloch, wie Papa die liebe Mama heftig zankte.

Ich will ihr zeigen, welchen Gehorsam sie ihrem Vater schuldig ist, sagte er, oder sie soll im Dasmenstiste ewig vergittert ihren Eigensinn büßen. Sie sind eine zu schwache Mutter, bloß durch Sie ist Augusie so haisstarrig, darum will sie nicht heirathen.

Die arme Mama saß neben am Schreibtische, hielt das Gesicht in das Schnupftuch und seufzte, daß ich

es vor der Thüre hörte. Aber der Papa wurde immer noch böser. Er riß die Schelle an, daß ich erschrocken bin.

Wollen Sie etwas? fragte die Mama.

Ja, ich will, daß sie herunterkomme, daß sie sich erkläre.

Um Gottes willen Duka! nur jetzt nicht, nur nicht in dieser heftigen Seelenstimmung — Warten Sie, bis Ihre Hitze vorüber, bis Sie ruhiger sind.

Der Papa ging etlichemal das Zimmer auf und ab, dann sagte er: Aber ich will wissen, warum sie den Fürsten nicht mag? — warum sie ihn heute durch ihr unerzogenes Schreyen erröthen machte? oder — hätte sie vielleicht eine geheime Liebe? . . .

Hah! das ist gewiß! — . . . . gewiß ist das Mädchen verführt von einem Elenden, der . . .

Hier wurde die Mama böse und sagte: Bey der Erziehung, welche

Auguste erhielt, konnte sie keine Pflicht vergessen lernen.

Keine Pflicht vergessen? fiel der Papa ein; ist das nicht die Erste, den Befehlen des Vaters zu gehorchen? und schon diese kennt sie nicht. Aber es glühte noch Gehorsam für ihren Vater in ihr, wenn nur die Mutter kein so schwaches Weib wäre.

Da ging er nach der Thüre, ich lief zum Klavier und spielte einige Noten.

Als er die Thüre öfnete, und mich

sah, frag'te er: Was machst du da? . . . den Augenblick gehe auf dein Zimmer, bis man dich ruft.

Langsam ging ich bis an die Thüre, dann rufte er mich wieder zurück, nahm meine Hände in die seinigen, drohte mir mit dem Finger.

Höre Wilhelm, sagte er, du bist noch ein Kind, aber, wenn du es jemals wagen könntest, mir ungehorsam gegen mich zu seyn, wenn du es je wagen könntest — o so wär es besser, deine Mutter hätte nimmer dich geboren.

Ich weinte, so wehe thaten mir meine Hände. Siehst du, Schwester, wie sie noch roth sind? Aber warum weinst denn du? Du weißt es ja nun, warum der Papa böse ist. Weine nicht, ich will dir gewiß alles sagen, wenn ich wieder etwas höre.

Lieber, bester Adolf, wie tief bin ich gesunken! o was für ein armes, elendes Geschöpf bin ich, daß ich mich des unschuldigen Kindes bedienen muß, um mich der Gefahr zu entreißen! — — —

Mit inniger Schwesterliebe drück-
te ich das gute Mädchen an mein
Herz, und bat sie, mir es doch zu
sagen, was sie ferner von mir spre-
chen höre.

Adolf! Adolf! bey allem, was
heilig ist, beschwöre ich dich, wirf
mir kein Verbrechen wegen des Kin-
des vor; denn ich bin nahe der Ver-
zweiflung, und das Kind weiß nicht,
daß es fehlt; es ist in seinen glück-
lichsten Jahren. Es spielte mit mei-
nen Locken, da ich weinte . . . .

(Den Morgen darauf.)

Eine grauenvolle Nacht hab ich

durchlebt .... Adolf! — Durchlebt? .. Ach! kaum glaube ich noch, daß ich lebe — daß ich gelebt habe; denn nur der Wahnsinn einer liebekranken Seele, die vollgesättigt von Entsetzen die müden Schwingen sinken läßt, gaukelt solche Bilder fürchterlich wild durch einander. Laß mich zusammenhängend erzählen.

V.

Jetzt kömmt die Nonne.

Viel hatte ich den ganzen Tag geweint. Meine Augen waren so matt, daß sie den Tagschein nicht ertragen konnten. Ich sank auf mein Bett und entschlief. Die Oberhofmeisterin war so unartig, mich, ih-

rer Schuldigkeit gemäß, zu wecken, wenn die Assemblee ja verſammelte.

Ich ſah eben den grauen Tag in Dämmerung verſchwinden, als ich mir die matten Augen rieb und den Kopf hielt, der von Schmerzen ganz betäubt war. Die Augen wendeten ſich vom Lichte, und ich ſagte der Oberhofmeiſterin, ſie hätte mich ſchlafen laſſen ſollen, ich würde weder zur Assemblee, noch zum Thee, noch zu Tiſche kommen.

Sie fragte, ob mir nicht wohl wäre?

Sie sehen ja, wie wohl ich mich befinde, gab ich ihr zur Antwort. Ich will allein seyn . . . bey diesen Sie mir Ida kommen. Da wußt, bester Adolf, wie sehr ich das vortreffliche Mädchen schätze. Ihr Gesang, ihr süßes Guitarrenspiel, hoffte ich, würde meine Seele umstimmen.

Ida erschien in ihrem himmelblauen Gewande mit dem schwarzen Schleyer. Am Arm hielt sie mit gewöhnlicher Grazie ihr Instrument. Sie sah blaß. Ihre Augen schienen verweint. —

Ida, was ist dir? redete ich sie an, als sie zu mir ans Bette trat.

Meine fürstliche Freundin! erwiederte sie mit ihrer sanften Flötenstimme, die Frage könnte ich Ihnen zurückgeben, was ist Ihnen? gelacht haben Sie wohl nicht.

Das Herz ist mir gebrochen, Ida!

Auch mir, sagte sie mit einem tiefen Seufzer, und drängte eine Thräne zurück.

Seit wann, gutes Mädchen! faßte

ich das Wort auf, drängst du in Gegenwart deiner vertrauten Freundin deine Thränen zurück? Kannst du die Freundin bey der Prinzeß vergessen, oder: kannst du bey der Freundin noch an die Prinzessin denken?...

Vergebung! ach schwer, schwer liegt es da auf meinem Herzen. Mein armer Vater ist gestorben. Seit zweyen Stunden, meldet uns der Aditor von der Festung, wo er, wie du weißt, seit sechs jammervollen Jahren gefangen saß.

Er ist frey, rief ich aus, wer

auch frey wäre, wie er! warum klirren seine Ketten noch um mich! Arme Ida', sey froh! er ist seiner Gefangenschaft ledig.

Ich hätte ihm so gern die Freyheit beym Herzog noch bewirken mögen, aber es war umsonst . . nun, es ist so auch gut.

Ida! in dieser Stimmung kannst du nicht spielen. Laß uns miteinander klagen. Auch wenn Ida mit mir weint, fließen leichter und harmonischer die Thränen.

Sie ſetzte ſich zu mir aufs Bette, faßte theilnehmend meine Hand, und blickte mir thränenvoll in meine naſſen Augen.

Was war das? fragte ich, als ein heller Strahl durch mein Zimmer fuhr, war das nicht ein Blitz? . . .

Ja Auguſte! das Wetter, das den ganzen Tag ſchwer über der Stadt hing, iſt nun losgebrochen, und wüthet fürchterlich. Hörſt du den Donner rollen — den Regen herabrauſchen?

Es war ein fürchterliches Wetter. Ein Blitz jagte den andern. Schreck lich rollte der Donner und der Wind heulte im fürchterlichen Einklange zu der kreischenden Tanzmelodie der ge trillten Wetterfahnen. Wir kümmer ten uns wenig um den Kampf der Elemente, weil wir die Verschieden heit zwischen unsrer Seelenstimmung und der wilden Laune der Natur nich entdecken konnten. Auch uns zerri der Schmerz die Seelen, auch in un tobte fürchterlich der Sturm unser empörten Gefühls.

Nach zehn Uhr, so gegen hal

elf Uhr, wards wieder ruhig. Der Mond trat aus den zerriſſenen und entladenen Wolkenſäcken hervor, und glänzte freundlichmild am blauen Aether.

Wir traten zuſammen ans Fenſter. Der friſche Blumenduft erquickte uns.

Sieh, liebe Ida, ſagte ich, der Sturm iſt vorüber, und dieſe erſchütternden Donner und Feuerſtröme haben nun die Luft gereinigt. So nützen Leiden auch, um unſre Seelen

zu veredeln, und wenn sie vorüber sind, lächelt Wonne uns am Ziele.

In süßem Anschauen stand Ida verloren. Sie fand mein Bild wahr, und so viel Tröstendes und Beruhigendes in die schönen Aussichten eines frohen Uebergangs, und daß alle Leiden nur vorübergehende Prüfungen wären, daß ich mir Glück wünschte, die Leidende auch nur einigermaßen wieder aufgerichtet zu haben.

Jetzt bat ich sie, mir ein Lied zu spielen.

Erlaß mir meine Pflicht nur dies fesmal, geliebte Auguſte! ſagte ſie matt und mit gebrochenen Augen. Unmöglich kann ich jetzt zu einem Tone nur die Zunge heben, wie Bley liegt in den ſchweren Armen mir der Schlaf, und elf Uhr iſt auch längſt vorüber. Ich weiß nicht, wie es kömmt .... ich bin ſo ſchlaff auf einmal und ſo müde, daß ich nicht einmal einen zuſammenhängenden Gedanken mehr faſſen kann ..... Beſorge nur ...

Hier entſchlief ſie ſitzend auf dem Stuhle vor meinem Bette.

Ich beneidete das arme leidende Mädchen nicht um ihren Schlaf, denn ich fühlte, welche Wohlthat der Natur es für mein Herz seyn würde, wenn der Schlaf jetzt seinen Schmerz unterbräch. Ich ließ sie schlafen, betrachtete die liebe Scheintodte, machte mir so allerhand Betrachtungen, von denen ich nicht weiß, ob es bloße Träume oder wirkliche Reflexionen waren; auch kann ich nicht gewiß bestimmen, ob meine Gedanken durch einen augenblicklichen Schlummer unterbrochen wurden, oder ob alles, was ich dir jetzt zu erzählen gehe, ein fortgesetzter Traum war.

Mich weckten die traurig-süßen Akkorde von Ida's Guitarre. Ich horchte, sah auf, sah sie spielen. Die Tischuhr schlug eben zwölfe, der Geister grauenvolle Stunde. Mir sträubte sich das Haar, als unsre tiefe Schloßuhr die schreckenvolle Stunde brummte. Sonst war das nie. Ich habe niemals Furcht gehabt vor Gespenstern, und seit uns Enslin die Täuschung so schön erklärt hat, nicht mehr daran geglaubt. Aber als mit der zwölften Stunde die Schlafende so mit einemmale erwachte, und einen traurigen Akkord in die schwermüthig rauschenden Saiten griff, ward

mir bange, und ich fragte etwas haſtig, ſo wie die Angſt bey vermehrten Pulſen die Worte ſchneller hervortreibt: was fällt dir ein? was willſt du ſpielen um Mitternacht? —

Laß mich doch, erwiederte ſie, und ſtand auf vom Stuhle. Das iſt zum Spiel die vortheilhafteſte Zeit. Die Menſchen ſchlafen wie die Todten, und nur die Geiſter wachen. Als wäre der Tod in dieſe Mauern eingezogen, ruhen jetzt die Helden des Degens, der Feder und des Magens als wahre Taubſtumme auf ihren Todtenbahren hingeſtreckt. Für ſie

sind die Geisterstimmen nicht hörbar. Aber du wachst ja, drum laß mich dir jetzt immer eins singen. Hörst du? *)

Die breterne Kammer
der Todten erbebt,
wenn zwölfmal den Hammer
die Mitternacht hebt.

Rasch tanzen um Gräber
und morsches Gebein,
mit lustigen Schweber
den sausenden Reih'n.

---

*) Im Original stand ein anderes Lied.

Aus freundlichem Glanze
schaut Luna so klar.
Sey Harfner beym Tanze
gezottete Mahr.

Laß frey uns nach Laune
den Wehrwolf schalmeyn,
des Uhu's Posaune
krächzt schrecklich darein.

Was winseln die Hunde
beym schnarchenden Herrn?
sie wittern die Runde
der Geister von fern.

Die Raben entflattern
der wüsten Abtey,

und fliehn an den Gattern
des Kirchhofs vorbey.

Wir gaukeln, wir scherzen
hinab und empor,
gleich irrenden Kerzen
auf dunstigem Moor.

Es kümmert uns wenig,
was Regen und Wind,
was Amor, der König
der Menschen beginnt.

Wo Bachus die goldnen
Pokale kredenzt,
wo Ceres, die Holde
mit Aehren sich kränzt.

Wo Plutus die Künste
der Musen belohnt;
uns Nebelgespinste
durchdämmert der Mond.

Da liegen verächtlich
die Knochen zerstreut,
die täglich und nächtlich
uns weiland kasteyt.

Noch kennt an den Zähnen
ein jeder aufs Haar
den Schädel, der Thränen
und Angst ihm gebahr.

O Herz! dessen Zauber
zur Marter uns ward,

auch du bist in tauber,
Verdumpfung erstarrt.

Tief bargst du im Düstern
gemach unser Weh,
wir Glücklichen flüstern
dir fröhlich Ade!

Was ist das für ein sonderbares Lied? Ida! was fällt dir ein, in der Geisterstunde diese fürchterliche Tanzmelodie . . .

Verzeih! sprach Ida jetzt, doch mit ganz veränderter Stimme, so tief, so hohl, als hätte zwanzig Jahre sie im Grab gelegen, mir behagt

das Lied zu dieser Stunde, und dir dächt' ich müßt es auch behagen. Das Herz, die Quelle unsrer Leiden und Entzückungen, fühlt nirgends wahren Frieden, als wenn es nicht mehr schlägt. Du bist so unglücklich, gutes Mädchen, dein Herz sehnt sich nach Liebe, und auf Erden ach! wird seine Sehnsucht nicht erfüllt. Aber tröste dich. In drey Tagen, wenn die Mittagssonne auf dein Bett, in diesem Zimmer scheint, scheint sie auf deine Leiche.

Ida! welche sonderbare Sprache? . . .

Du irrst, sagte die ihr völlig ähnliche Gestalt. Ich bin nicht Ida. Nur in ihrer Gestalt hab' ich dir das Lied gespielt. Sieh, Ida schläft so sanft, sie stirbt mit dir in einer Stunde.

Mit diesen Worten trat sie zur Seite, und mit Entsetzen sah ich Ida doppelt — — — die Schlafende, und ihre Darstellerin mit der Laute . . . .

Jesus! Heiland! rief ich aus — sind der Sängerinnen zweye? —

Stille doch. Jetzt darfst du sie nicht wecken. Geduld! bald kömmt die Stunde, die mich von der angenommenen Körperlast befreyt. Seyd zufrieden, arme leidende Herzen, in dreyen Tagen habt ihr ausgerungen.

Mensch oder Geist, wer bist du? rede, gieb Antwort, von wannen kömmst du, wo wohnst du?

Schnell verwandelte sich die Darstellerin meiner Ida in eine junge Nonne in Jakobiten-Tracht. Im grauen Kloster zu —g wohne ich seit dreyzehn Jahren — dort gaben mir

die Nonnen eine enge finstre Kammer; weder Sonne noch Mond scheint hinein; aber mir ist so räumlich, so bequem, daß ichs mir nicht räumlicher wünschen mag. Nur wenn der Sturm draußen weht, so manchmal — da treibt michs fort mit unaussprechlicher Gewalt aus meiner Kammer durch all' Lüfte, weit über Berg und Seen, da wandre ich durch manches Land und manche Stadt, und kehre Nachts bey guten Leuten ein, denen ich als Sängerin ihre Herzen beruhige. —

Sonderbar genug — just sind es

dreyzehn Jahre, als meine unglückliche Tante starb, und in Nonnentracht, auf ihr Begehren, in dieses Kloster begraben wurde . . .

Mit gellendem Ton, als hört' ich meine Tante, fiel die Nonne ein, die Gräfin von *—n? — Sey geduldig Auguste. In dreyen Tagen drückt dein Herz kein Kummer mehr. Doch lebe wohl — meine Stunde ist vorüber. Sie nahm ihre Gültarre und klimperte melancholische Töne, sang, indem sie feyerlich langsam zur Thüre hinaus schritt:

Bey Glockenklang
bey Todtensang
tönt wahrer Seelenfrieden.
Hier iſts so bang,
doch währts nicht lang,
sind wir von hier geschieden.

So wie sich die letzten Töne mit der Gestalt verloren, schlug hell und deutlich meine Tischuhr Eins. Ida erwachte. Sie hatte fest geschlafen, und von allem, was indessen vorgefallen war, wußte sie kein Wort; doch erzählte sie, sie habe ihren Vater im Traume erblickt, der ihr gesagt hätte: Sonnabends früh sechs Uhr werde sie wieder bey ihm seyn.

. . . Es bedeutet meinen Tod, setzte sie hinzu, . . Gottlob! dann bin ich alles Kummers ledig . . .

Adolf! Adolf! wenn die Prophezeihung der Nonne eintreffen — wenn ich dich nicht wiedersehen sollte — so lebe ewig wohl — leb glücklich . . . Es soll Anzeichen bey dir thun, wenn die Kunde der Nonne eintrifft . . . .

XI.

Das blaue Zimmer.

Ich sprach lange mit dem Prinzen. Er wich mir aus, und doch war mir so unendlich viel daran gelegen, über seinen Seelenzustand bestimmtere Aufschlüsse zu haben. Der Liebschaft mit der Nonne erwähnte ich geflissentlich mit keiner Sylbe. Aber auf Philosophie, und vorzüglich auf

Stoizismus suchte ich die Unterhaltung zu lenken. Unempfänglich schien er dafür; denn das weiß ich, in diese Schule taugt er nicht. Bald kam die Rede auf seinen Antipoden, den Epikurismus. Hier war er zu Hause. Ich nahm das Tempo wahr, und brachte das Gespräch in Anregung zwischen Leontium und Epikur, das ich unter dem Kissen des Sofa gefunden hatte. Er ist selbst Autor. — Es schien ihn zu pikiren, daß ich es gelesen hatte. Ich ertheilte ihm den gebührenden Beyfall; doch konnte ich nicht umhin, ihm die, wie ich glaube so ziemlich richtige Bemerkung

zu machen, daß ein werdender Regent sich wohl eines andern Studiums befleißen könne, und daß Epikur auf dem Throne eben keine gute Figur mache.

Es schien ihn zu verdrießen; allein da unsre Verhältnisse zu innig, zu brüderlich sind, als daß er sich darüber hätte äußern können, und meine Gewalt über sein Herz, meine Beredtsamkeit, die nie ihre Wirkung verfehlte, mag wohl auch hier ihre Rechte auf sein Herz geltend gemacht haben.

Obgleich das höchste Gut des Menschen in jedem System kein anderes seyn kann, als der ungehinderte Genuß seiner Kräfte; so erfodert doch die Vernunft und Erfahrung, daß man zwischen diesen Kräften unterscheide. Es giebt deren einige, welche von aller Welt als höhere betrachtet, und als solche mehr geschätzt werden. Es giebt deren andere, welche niedriger sind. Die Kraft, welche diese Gesetze des Himmels entdeckt, oder zum Wohl ganzer Nationen und Welttheile wohlthätige Entwürfe macht, und jene, welche die Speisen verdaut, oder witzige

Einfälle hervorbringt, sind doch wahrlich Kräfte von sehr ungleicher Art, und der Mensch, welcher sich bloß seiner gesunden Verdauung freut, kann unmöglich den Geist eines Sokrates, Leibnitz, Newton, oder Friedrich II. in Betreff seiner Vollkommenheit an die Seite gestellt werden. Es fragt sich daher, welche Kräfte des Menschen verdienen bey einem Verlangen nach ungehindertem Genuß vor andern in Anschlag gebracht zu werden? die niedern oder die höhern?

Durch diese Frage gewinnt der Gegenstand der Untersuchung eine an-

dere und bestimmtere Gestalt. Es fragt sich nunmehr: besteht das höchste Gut des Menschen, der ungehinderte Genuß, in einem sinnlichen oder geistigen Genusse? oder, welches einerley ist: denkt der Mensch, um zu essen, oder ißt er, um zu denken? Welches von beiden ist Zweck? Hier muß die Antwort nothwendig verschieden ausfallen, nachdem man sich den Menschen entweder als ein bloß vorübergehendes, oder als ein perennirendes Wesen denkt.

Ist der Mensch kein fortdauerndes Wesen, so kann aller geistige Ge-

muß nichts beſſeres und edleres ſeyn, als ein Mittel, um ſein ſinnliches Daſeyn am ſicherſten und dauerhafteſten zu genießen, dieſes Erdenleben, außer welchem es kein anderes giebt, iſt ſodann der einzige und höchſte Zweck, und der Menſch denkt offenbar, um zu eſſen. Der Weiſeſte aller Menſchen kann in dieſer Vorausſetzung nichts angelegner verlangen, als einen Körper zu pflegen, auf deſſen Beſchaffenheit und Dauer alles weitere beruht.

Was dieſem erſten aller Zwecke entgegen iſt, was unſer phyſiſches

Daseyn vernichtet oder erschwert, oder seine Auflösung einen Augenblick früher beschleunigt, ist wahrhaft schädlich und bös. Es kann nichts geben, was schädlicher wäre, und es scheint unbegreiflich, wie ein Mensch an seine Vernichtung glauben, und dieses ihm unschätzbare einzige Leben für Andere, und selbst für sein Vaterland dahin geben könne.

Morto io, morto il mondo, après moi lo delugo —

Oder wie sonst die Kraftsprachen der Menschen lauten, welche unverschämt

genug sind, sich allein zum Zwecke der Schöpfung zu machen. Dieses muß nothwendig der geheime Wunsch und Gedanke aller Menschen seyn, sobald ihr Daseyn in Gefahr geräth. Denn unter Tausenden auf dieser Erde verdient keiner so sehr an eine Kette gelegt zu werden, als ein Ungläubiger, welcher sein Leben wägt. Sobald dieses Leben das Einzige ist, so geht nichts über dieses Leben; und der Tod ist das größte aller Uebel. Alle Güter, welche dazu dienen, um unsre Dauer zu verlängern, oder das Leben angenehmer und erträglicher zu machen, sind sodann Güter, welche

um keinen Preis zu theuer erkauft werden. Dagegen ſind Armuth, Krankheit, Schwäche und Verachtung wirkliche und ſehr groſſe Uebel; um dieſen zu entgehen, muß jeder Menſch das Möglichſte verſuchen. Befriedige deine dringendſten Bedürfniſſe, vergnüge alle deine Sinnen, und erſpare dir, ſo viel möglich, jede unangenehme Empfindung. Dies alles mit dem glücklichſten Erfolg zu bewirken, iſt die einzige wahre Weisheit des Lebens. Alles übrige iſt Thorheit. Vernunft und Verſtand ſind allerdings Vorzüge und Güter des Menſchen, aber ſie ſind uns ge-

geben, um zwiſchen gut und bös zu unterſcheiden. Die Beziehungen der Dinge auf eine ſo empfindende Natur zu bemerken und ſelbſt geltend zu machen, und uns der Umſtände und Menſchen ſo zu bedienen, daß letztere geneigt werden, unſer Vergnügen zu befördern, oder die Werkzeuge unſrer Abſichten zu ſeyn; um deſſentwillen allein iſt der Menſch ein vernünftiges Weſen, und eine vorſtellende Kraft.

Dieſes ſchließt zwar nicht nothwendig alle Mäßigung, Gerechtigkeit und Tugend aus, es giebt auch in

dieſem Syſteme, mehr denn einen Grund, um ein ehrlicher und ſogar ein wohlthätiger und gemeinnütziger Mann zu ſeyn. Denn alle Weisheit beſteht, kraft dieſes Syſtems, in der Kunſt, lange Zeit zu genießen, und nur der vermag es lange zu genießen, welcher mäßig genießt.

Die Mäßigung ſeiner Begierden, und die Beſchränkung der Leidenſchaft iſt folglich auch in dem Syſtem der Sterblichkeit eine unentbehrliche Tugend, und da, wo Mäßigung iſt, da fehlt es nicht an einem Grunde, auf welchen das Gebäude einer vollſtän-

digen Sittenlehre aufgeführt werden kann; aber alle diese Tugend und Moral ist bey genauerer Untersuchung nichts weiter, als eine verfeinerte, verlängerte Sinnlichkeit, eine durch die Begierde nach einem längern sinnlichen Genuß abgenöthigte Tugend. Die gröbere Sinnlichkeit fällt auf diese Art allerdings hinweg, aber das epikurische verfeinerte Sinnlichkeitssystem, welches Vernunft und Tugend in Mittel umschafft, und alles Denken den körperlichen Gefühlen unterordnet, diese Art von Sinnlichkeit bleibt eine unausbleibliche Folge.

Willkühr und Eigenmächtigkeit finden auch hier eine Beschränkung, und die Gerechtigkeit und Achtung für die Rechte Anderer müssen auch in diesem System als Tugenden betrachtet werden. Aber es sind nur Tugenden, deren der Schwächere bedarf, so lange er schwach ist. Für jeden andern, welcher ungestraft ungerecht seyn kann, giebt es keine Banden, welche kräftig genug wären, seine Willkühr zu beschränken.

Es giebt noch weniger einen Grund, warum der, welcher über alle Rücksichten und Hindernisse erhaben ist,

seine Willkühr ohne Noth aus eignem Antriebe beschränken sollte. Alle Begriffe von Recht und Unrecht bleiben daher, diesem System zufolge, eitle, unbehülfliche Erfindungen der Schwächern. Sie sind die Folge einer freywilligen Entsagung und Convention, um auf diese Art die Gewalt eines Stärkern zu lähmen. Man enthält sich des Unrechts, um nicht entgegen Unrecht zu leiden, und alle Verpflichtungen zur Gerechtigkeit fällt augenblicklich hinweg, sobald der Grund die Frucht der Wiedervergeltung, hinwegfällt. Das Ideal aller Vollkommenheit ist daher in diesem System

derjenige Zuſtand, wo es dem Menſchen möglich wird, ungeſtraft unrecht zu ſeyn. Wer dies vermag, iſt der glückſelige und vollkommene Menſch.

Im Syſtem der epikureiſchen Sinnlichkeit kann ſich allerdings unſre Vernunft auf einen ſehr hohen Grad entwickeln; aber warum und wozu entwickelt ſich dieſer Geiſt? entweder um ſich zu zerſtreuen, und den Foltern der Langenweile zu entgehen, oder um reich, mächtig und geehrter zu werden, um folglich die Mittel zu einem ausgebreitetern ſinnlichen Ge-

nuß auf diesem Wege herbeyzuschaffen. Man mag sich daher im Systeme der Weltleute oder der feinern Sinnlichkeit drehen und wenden wie man will, man mag seine Sittlichkeit und Uneigennützigkeit noch so sehr rühmen, so führet doch das letzte Resultat auf eine Entdeckung, deren sich im Grunde jeder Mensch schämen würde, wenn die Sophisterey nicht mit ihren Beschönigungsgründen zu Hülfe käme. —

Und welches ist nun dieses große Resultat? — Hört es doch, ihr

Menschen! und seyd stolz auf euern Werth.

Alle Tugend, alle Wissenschaft und Gelehrsamkeit, alles Bestreben nach Reichthum, Ehre und Macht; alle Thätigkeit der Menschen, alles was auf Erden Gutes, Großes und Gemeinnütziges geschieht,

For what can pow'r give more,
then Food and drink,
To live ad ease, and not be bound
to think?

Dryden.

demungeachtet ist die Moral der vér-

feinerten Sinnlichkeit mit ihren hundert Abstufungen und Zweigen nicht allein das System der meisten Welt- und Geschäftsleute; es ist beynahe das System aller Menschen, sobald sie handeln.

Dies ist von den ausgebreitetsten und erstaunlichsten Folgen. Dies bestimmt erstens den Charakter und die Denkart einzelner Menschen; denn dieser ist verschieden, nachdem diese oder jene Triebfedern die herrschenden sind. Und er bestimmt zweytens den Geist und Charakter ganzer Nationen und Zeitalter, und ertheilt den

Schlüssel zur Erklärung von manchen sonderbaren Erscheinungen. Denn wie, kraft einer bestimmten Leidenschaft, jeder einzelne Mensch denkt oder handelt, so werden auch ganze Nationen und Generationen handeln, wenn die Majorität der gleichzeitigen Menschen von dieser Leidenschaft mehr, als von einer andern, belebt und ergriffen wird.

Diese Triebfedern bestimmen erstens den Charakter einzelner Menschen, ihre Denkart, ihre Art sich zu benehmen, ihren gesellschaftlichen Ton. Denn jede dieser Triebfedern hat ei-

nen eignen Gesichtspunkt, eine eigne Art, die Gegenstände zu betrachten, eigne Hindernisse und Mittel, eine eigne Schätzung und Classification der übrigen Güter. Was dem Habsüchtigen wichtig oder gut deucht, erscheint dem ehrgeizigen oder sinnlichen Menschen in einer entgegengesetzten Gestalt. Da folglich hier ganz andre Erfahrungen gemacht, und auf einen ganz andern Zweck bezogen werden, so können auch alle übrigen nicht anders, als auf eine ganz verschiedene Art gedacht werden. Hier können aber sehr gut zwey Menschen dieselbe Handlung zu thun scheinen,

ohne daß es in der That dieselbe Handlung sey. Da haben alle Tugenden und Laster nach Verschiedenheit der Gesichtspunkte einen verschiedenen Grund. Die Handlungen, nach gewissen Wirkungen zu urtheilen, können gut und gemeinnützig, und der Geist, welcher dieses Gute thut, kann von der schlechtesten Art seyn. Da, wo eine Leidenschaft den Ton angiebt, da sind Relation Tugend und Wahrheit nichts weiter, als Mittel zu einem leidenschaftlichen Zwecke, und werden in sofern geschätzt, oder verlieren an unsrer Achtung, sobald sie diesen entgegen sind.

Aus dieſer Quelle entſtehen ſodann alle falſchen oder Scheintugenden welche mehr ſchaden, als manche offenbare Laſter, weil ſie weniger bemerkt und ſogar nachgeahmt und bewundert werden. Dies iſt es auch, was die Kirchenväter wollten, wenn ſie die Tugenden der Heiden als ſo viele glänzende Laſter verſchrieen; dieſes iſt die Lehre von der Falſchheit der menſchlichen Tugenden, welche in den Werken eines La Bruyere, La Rochefoucauld, Helvetius, Bellagarde, Flechier und ſo vieler andern anſchaulich dargeſtellt wird.

Aus eben dieſer Urſache hat jeder Menſch ſo viele dringende Veranlaſſungen, um mißtrauiſch gegen ſeine Tugend zu ſeyn, und eben darum darf es niemand befremden, wenn unſer Eifer für das Gute nie oder ſelten die ihm eigenen Früchte hervorbringt.

Die herrſchenden Triebfedern beſtimmen aber auch zweytens die Moralität, den Geiſt und Charakter einer Nation und eines Zeitalters. Sie beſtimmen ſogar den Grad der jedesmaligen Aufklärung, und ſind die Vorläufer und Gründe des heranna-

henden Verfalles. Denn, da die Wirkungen von ihrer Urſache nicht getrennt werden können, ſo müſſen auch die Wirkungen von jeder Leidenſchaft allgemeiner werden, ſobald ſie ſelbſt als die herrſchende unter den Menſchen erſcheint.

Da nun die leidenſchaftlichen Triebfedern von ungleicher Art ſind, und einige derſelben als edler, andre als unedler betrachtet werden müſſen; da die Sinnlichkeit und Liebe zur Bequemlichkeit zu den niedrigſten, die Eitelkeit und Habſucht zu den unedlern, und die Herrſchſucht nebſt dem

Ehrgeiz zu den edlern und höhern Passionen gehören; so kann es auch auf keine Art gleichgültig seyn, welche dieser Leidenschaften in einem gegebenen Zeitalter unter den Menschen die Oberhand erhalten haben.

Dies giebt einen ungleich zuverlässigern Maaßstab von dem Verfall oder der Aufnahme einer Nation oder eines Jahrhundert, als die wissenschaftliche Kultur.

Dieser Voraussetzung zufolge verfällt ein Zeitalter, in welchem sich bey dem größern Theil der Menschen die

Triebfedern seiner Handlungen verschlimmern, und die Gesichtspunkte verengen. Der Verfall der wissenschaftlichen Kultur ist dann eine spätere, sehr natürliche Folge. Ein Zeitalter wird daher blühend und eine Nation in ihrem Flor und Aufnahme seyn, so lange die Unterscheidungen ihren Werth nicht verlieren, so lang es einem vernünftigen Ehrgeiz nicht an Nahrung und Ermunterung gebricht. Dies werden die Zeiten großer Thaten und außerordentlicher Menschen seyn.

Es wird zwar in solchen Zeiten

nicht an Stolz und Eigenliebe fehlen; aber in den Gedanken und Entwürfen des Ehrgeizigen, so lange der Ehrgeiz nicht in Eitelkeit ausartet, wird immer etwas Großes und Gemeinnütziges seyn, welches Achtung verdient, und man vermag nicht nach wahrer Ehre zu streben, ohne vorzügliche Talente und große Eigenschaften zu besitzen. Der, welcher im ächten Sinne ehrgeizig ist, muß seiner Leidenschaft manches Opfer bringen, manche niedrige Begierde schlachten. Der Geschmack an sinnlicher Lust würde, wenn er die Herrscherrolle in seiner Seele übernähm, ein

Hinderniß seiner Absichten werden. Die Freuden der Sinne können daher nie der Zweck seyn, welchen ein Geist, der im gesegneten Andenken der Menschen zu leben gedenkt, sich zum nächsten Ziel seiner Wünsche und Begierden macht.

Im Gegentheile, sobald der Gesichts-Punkt sich verändert, sobald jeder nur für sich denkt, der Gemeingeist sich vermindert, wenn jeder, gleichgültig gegen das Allgemeine, Schätze häuft und sich in der Sinnlichkeit verliert, wenn die Begierde, die sinnlichen Freuden des

Lebens zu genieſſen, ſich aller Stände bemächtigt, wenn die Eitelkeit den Ton angiebt und jeder nur ſcheinen, glänzen, ſich durch Titel, Rang, durch die äußerliche Pracht, Kleider und Equipage und andere Nichtswürdigkeiten unterſcheiden will, dann verfällt ein ſolches Zeitalter, und der Verfall eilt mit Rieſenſchritten herbey, ſobald Wuchergeiſt und Habſucht ihren geſammelten Vorrath verzehren, und ſich in der Schwelgerey und Sinnlichkeit verlieren. Dies iſt der Fall, ſobald ſich die Reichthümer vermehren, und die Begierde zu erwerben und Schätze zu häufen ſich

des größern Theils der Menschen bemächtigt. Tugend und Ehre sind in solchen Zeiten nichts weiter als leere Namen, und jeder, welcher sich damit noch fernerhin befassen wollte, kann nicht anders als lächerlich erscheinen. Alle Würden und Ehrenstellen werden in solchen Zeiten nur insofern gesucht, als sie den Genuß erleichtern und vermehren. Der sinnliche Genuß wird von nun an das letzte Ziel aller Thätigkeit; alles, was unternommen werden soll, wird nach dem Ertrag und Geldeswerth berechnet.

Ganz andre Wirkungen erscheinen im Gegentheil, wenn die Begierde nach einem höhern Grade von Einfluß und Macht sich der Menschen bemächtigt, ergreift dieser Wunsch alle Stände, so ist nicht allein der Verfall, sondern die Anarchie und der Umsturz aller bestehenden Ordnung, das was zunächst bevorsteht. Sind aber deren, welche nach einer ausgedehntern Gewalt streben, nur einige, sind es die, in deren Händen sich schon ein Theil der öffentlichen Gewalt befindet — die Geistlichkeit oder der Adel, die Großen eines Reichs, oder das Haus der

Gemeinen — so entsteht daraus ein Machtwechsel oder Veränderung in der Verfassung, welche dahin abzwecken kann, das Willkührliche in der Staatsverwaltung zu beschränken.

Dieses alles sollte hinlänglich beweisen, daß es auf keine Art gleichgültig sey, welche Triebfedern in jedem Zeitalter die allgemeinherrschenden sind.

Nichts verdient daher so sehr die Aufmerksamkeit einer wachsamen und vernünftigen Regierung, als die jedesmalige Stimmung der Zeitgenoss

ſen, als zu wiſſen, wohin eigentlich der Strom der Zeiten treibt. Dieſe Einſicht wird zwar nicht immer den Uebergang verhindern, aber ſie wird ihn zuverläſſig da, wo er nicht verhindert werden kann, erleichtern und unſchädlicher machen.

Daß aber manche Regierungen dieſe Kenntniß gröſtentheils vernachläßigen, erſcheint theils aus den Folgen und Wirkungen, welche erſcheinen, theils aus den Mitteln, deren man ſich bedienen will, um gewiſſen Uebeln zu ſteuern. Es erſcheint noch deutlicher daraus, daß man dann erſt

an die Vorkehrungen denkt, wo man sich die Gegenwart des Uebels nicht weiter verbergen kann, wo folglich alle Anstalten zu spät kommen.

Ich nenne die Regierung weise, welche den Gang der Dinge zum voraus bestimmen kann, auf ein Jahrhundert voraus, und weiter, als ihre Untergebenen sieht, die Ursachen kennt, das Große in dem Kleinen entdecken kann, und sich auf die Zeichen versteht.

Wie vermag eine Regierung andere zu retten, deren Dauer selbst be-

droht wird? Wie kann in Zeiten, wo das Verderben allgemein ist, eine Regierung sich schmeicheln, daß sie allein der unergriffene Theil sey? Durch welche Reskripte, durch welche Menschen will sie dem Verderben steuern, wenn die, derer Mitwirkung sie sich bedienen will, bey dem allgemeinen Verderben zu gewinnen glauben? Durch welche Vorstellungen will sie auf solche Menschen wirken, wenn alles, was ehedem heilig und ehrwürdig war, was über ein niedrigeres Interesse den Geist erheben kann, ihren Untergebenen als thörigt und lächerlich erscheint? In solchen Zei-

ten entsteht zwar bey dem vernünftigern Theile der Menschen das Bedürfniß nach höhern Grundsätzen; man erkennt ihren Werth, und glaubt einzusehn, daß auf diesem Wege geholfen werden könnte; aber es hält schwer, und kann noch weniger mit einemmale geschehen, daß ihr zu tief gesunkenes Ansehen und Einfluß wieder hergestellt werde.

Es bleibt daher nichts übrig, als die Folgen seiner frühern Fahrlässigkeit zu erdulden, geduldig abzuwarten, was erfolgen werde, und für die Zukunft vorsichtiger zu werden. Denn

das unzuverläſſigſte aller Mittel würde der Zwang ſeyn, welcher nie die Geſinnungen veredelt, und zu allen Zeiten nichts weiter als Heuchler hervorgebracht hat.

XII.

Fortsetzung.

Und es giebt mehr denn einen Menschen, welcher nach steifen Grundsätzen, oder auch nach den Grundsätzen der christlichen Moral, auf das vollkommenste zu handeln glaubt, und bey genauer Untersuchung nicht das Schlimmste seyn würde, wenn er als ein ächter epikurei-

ſcher Weltweiſer handelte und dächte. Daß ſelbſt die Religion und auch exaltirte philoſophiſche Syſteme gegen dieſe Anſteckung der Sinnlichkeit nicht verwahren, iſt eine alltägliche, durch die Geſchichte der verſchiedenen Kirchen, und das Beyſpiel ſo vieler Großen und Mächtigen beſtätigte Erfahrung.

Das verfeinerte Sinnlichkeitsſyſtem iſt das Syſtem der meiſten Menſchen.

Denn, da jede unſerer Handlungen als ein Mittel betrachtet werden muß, um einen beſtimmten Zweck zu

erreichen; da jeder Zweck eigene Mittel hat, und eben diese Mittel den Zweck verrathen; da es jedem Menschen in seiner Lage nothwendig wird, einen entsprechenden Grad von Ehre, Einfluß und Vermögen zu erwerben, und bey diesem Erwerb nur sehr wenige Menschen die erfoderlichen Schranken nicht überschreiten: — so können sie ohne Gefahr eines Irrthums behaupten, daß jeder Mensch, aus dessen Handlungen ein übermäßiger Hang zur Sinnlichkeit, Eitelkeit, Macht und Habsucht hervorleuchtet, in dem Augenblicke, wo er sich nach ähnlichen Gütern, mehr als er sollte,

bestrebt, durch seine Thaten entweder die Zukunft und längere Fortdauer läugne, oder in Betreff dieses Gegenstandes mit sich selbst nicht einig sey. Wir können zuverlässig annehmen, daß ein solcher Mensch das Beste nicht aus den besten Absichten unternehme, daß folglich seine Moralität auf sehr wandelbaren Gründen beruhe. —

(Ende des ersten Theils.)

Der Krokodill;

oder:

die letzten Schicksale der Menschen und Staaten.

Eine

prophetisch-romantische Vision

von

Napolion Bonaparte und das französische Volk.

Aus den Zeichen der Zeit und ihrem Spiegel — der Weltgeschichte.

Zweyter und letzter Band.

Wien, 1806.

I.

Fragment eines Briefes.

Gott mag es wissen, Duka! was man aus Ihnen gemacht hat, sagte ich zum jungen Herzog, als ich endlich das lange mir entsetzliche Stillschweigen brach, das wir seit zwey fürchterlichen Stunden gehalten hatten, und während dem er beständig

vom Sofa, das seit meiner Anwesenheit er keine Minute verlassen hatte, in einem weg auf den Boden starrte, als sollte er sich öfnen, und Geister aus ihm hervortreten. Es ging stark auf zwölfe um Mitternacht, und mir fing ernstlich an, um ihn zu bangen.

Jetzt stand er feierlich auf — und sagte feierlich: Freund! wenn noch einige Rechte der heiligen Freundschaft auf uns wirken sollen, so dringen Sie nicht weiter in ein furchtbares Geheimniß, das — wollte ich nur einen Laut verrathen — mich und Sie auf ewig unglücklich

machen würde. — Es giebt eine Ewigkeit — es giebt einen Gott — es giebt Zusammenhang gewisser Dinge in der Natur, sagt der Dänen-Prinz, die unsre eitle Philosophie nicht zusammenreimen kann —, und wahrlich! nie hab' ich bestimmter gefühlt, wie sehr Shakespeare Recht hat, als eben jetzt. Wenn Sie mich ernstlich lieben, so thun Sie mir die Freundschaft, und brechen mir — —

Duka! Duka! [illegible] bey unserm Bunde — bey der heiligten Zahl — wenn ich jemals keinem Herzen lieb und theuer war, wenn je der

:eundſchaft heiligſte Verhältniſſe wal⸗
:en zwiſchen mir und dir — ach dann
· dann brich das fürchterliche Schwei⸗
n. Zeige mir nicht immer den Herr⸗
g, der ſtumm ſeine Leute vorüber⸗
ht, ihnen durch Winke Befehle
theilt, und dann einſam und
auernd, keines Menſchen Freund,
h in ſein Zimmer verſchließt. —
ch ſonſt brauchte ich mich nicht ſo in
:in Herz zu ſchwatzen, zu betteln —
)er freilich — die Zeiten ſind vor⸗
ber. —

Du thuſt mir ſehr wehe, Adolf!
ıgte er endlich gerührt — glaube

nicht, daß ich jemals aufhör
de, dein Freund zu seyn -
eben um dieser Freundschaf
bitte ich dich, laß ab in
dringen — ach! wenn du n

Kann eine schrecklichere
mir wohl werden?

Ach könnte ich dir sag
Bande mich fesseln?

Welche Bande könne
sen vom Busen des Frer
und giebt es heiligere,
Liebe und Freundschaft'

Ich grolle dir nicht Adolf, sagte er: drückte meine Hand, und ging nach der Thüre. Gute Nacht, sagte er, und verschwand.

Es ist weit gekommen, seufzte ich, und verließ den Pallast.

Seit dieser traurigen Zusammenkunft verging eine geraume Zeit, daß ich ihn sah. Er war selten für mich zu Hause.

Sie kennen den Herzog von sonst, kennen seine warme Anhänglichkeit an mich. Aber Sie würden ihn, lie-

der Graf, wären Sie vor einiger Zeit hier gewesen, schwerlich wieder erkannt haben, so unähnlich ist er sich selbst geworden. Seit jener ernsten Szene wird nun wieder ein Monat verflossen seyn, daß ich einen tiefen Trübsinn an ihm wahrnahm, welcher mich um so mehr befremdete, weil er mir die Ursache davon verheelte, theils weil dieser Mangel an Zutrau'n mich schmerzte, theils weil ich vermuthete, daß die Nebel seines Geistes sich bald von selbst wieder zerstreuen würden, überließ ich den Herzog sich selbst, aber dadurch wurde das Uebel nur ärger. Ich mußte

mich ſeiner wie ein Starker, Gewappneter bemächtigen, und mich mit ihm in einen Strom von Zerſtreuungen ſtürzen, um ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Aber es währte leider nicht länger, als eine Woche, ſo verdunkelte ſich ſeine kaum erheiterte Stirn von neuem, und das Ungewitter, welches ſich jetzt zuſammenzog, ſchien weit drohender und gefährlicher, als das erſtere.

Meine Verſuche, daſſelbe unſchädlich vorüberzuleiten, ſchlugen alle fehl, weil die Zauberkraft der Freundſchaft

ihre Wirkung auf ihn zu verlieren anfing.

Mit Verwunderung und Traurigkeit ward ich gewahr, daß er sich in eben dem Maaße vor mir zurückzog, als ich mich ihm zu nähern suchte.

Dieses ging in kurzer Zeit so weit, daß er meinen Umgang mit einer Art von Aengstlichkeit vermied.

Ich untersuchte alle meine Worte und Handlungen, deren ich mich zu erinnern vermochte, mit richterlicher Strenge; allein ich fand in beiden

nichts, was ihn nur hätte verdrieslich machen, vielweniger beleidigen können.

Ich beschloß, mich mit Gewalt an ihn zu drängen, um die Ursache dieses Betragens auszuholen, aber es war ihm nicht beyzukommen. So oft ich ihn jetzt besuchen wollte, erlaubten ihm entweder dringende Staatsgeschäfte nicht, mich zu sprechen, oder er war von lästigen Zeugen umgeben. Sonst boten mir Jagd, Spatziergänge oder Theater Gelegenheit dar, ihn allein zu sprechen, jetzt vermied er entweder diese Unterhaltungen, oder

wenn er sie auf keine schickliche Art ablehnen konnte, so verschanzte er sich dabey mit Gesellschaft, die mir jede vertraute Unterredung unmöglich machte. Es gelang mir zwar ein paarmal, ihn bey öffentlichen Festen auf die Seite zu ziehen; allein er wich theils meinen Fragen durch Absprünge aus, theils schützte er hypochondrische Anfälle zur Entschuldigung seines Betragens vor.

Indessen schien etwas Wahres darin zu liegen, denn seine sonst blühenden Wangen waren mit Fieberblässe überzogen, und die Schwer-

muth verzehrte nicht nur seine Munterkeit, sondern auch seine Gesundheit.

Mit Bestürzung nahm der Hof diese Veränderung wahr, und erschöpfte sich in Vermuthungen über den geheimen Grund derselben. Ich fing den letztern in einer Unglücklichen aufzusuchen an, — Vielleicht, dachte ich, sind ohne mein Wissen unsre Herzen auf einen schönen Gegenstand zusammengetroffen, denn von der Liebschaft mit der unglücklichen Nonne war alles still, vielleicht will der Prinz dem auf seine Kosten begünstigten Liebha-

ber nur ſeinen Gram und Unwillen ſichtbar werden laſſen, ohne ihn eines demüthigenden Geſtändniſſes zu würdigen. Doch dieſe Vermuthung wurde bald durch eine andre Bemerkung entkräftet.

Immer aufmerkſam auf ſein Betragen, glaubte ich aus kleinen unwillkührlichen Aeußerungen wahrzunehmen, daß ſein Wohlwollen gegen mich nicht erloſchen, ſondern nur irre geleitet, ſein Kaltſinn gegen mich nur erkünſtelt, und ſeine Verſtellung mit einem harten innern Kampfe, begleitet wäre, daß ſein Kopf mit ſeinem

Herzen uneinig, ihn zurückhielt, mich eine Zuneigung, die das Letztere noch immer im Stillen nährte, fühlen zu lassen. Aber die erste Quelle dieses unseligen Verhältnisses konnte ich nicht ergründen.

So viel war gewiß, daß zwischen uns beiden eine unsichtbare mächtige Hand walte, die den Fürsten zurückstieß, und mich von ihm wegdrängte, wenn wir uns einander nähern wollten.

Aber der Thäter selbst war in Wolken gehüllt, die ihn meinen forschenden Blicken entzogen.

Das Drückende meiner Lage wurde mir unerträglich. Ich beschloß, mich aus diesem Zustande der Ungewißheit zu reißen, wenn es gleich auf Kosten der Etikette und der Höflichkeit geschehen sollte, mit dem festen Vorhaben, den Herzog einsam auf seinem Zimmer zu überraschen, ersuchte ich den ersten Kammerherrn, der auf meiner Seite war, mich melden zu lassen, wenn sich derselbe allein befänd.

Schon am andern Morgen erfüllte der Kammerherr meine Bitte, und ich trat augenblicklich ein.

Bestürzung, Verlegenheit, drückten die Mienen und Worte aus, womit der Herzog mich empfing.

Ich komme Prinz!" sagte ich, für die glücklichen Tage, die ich vormals an Ihrem Hofe genoß, zu danken, und Sie von einem nunmehr überlästigen Gaste zu befreyn; ich komme von Ihnen Abschied zu nehmen.

Diese Anrede kam ihm noch unerwarteter, als mein Eintritt. Er sah mich mit starren Augen an.

Ich hoffte, fuhr ich fort, Ihnen

mit dieser Nachricht Freude zu machen, aber Ihr Gesicht sagt nichts davon.

Warum Freude? erwiederte er mit erzwungener Fassung. Es thut mir vielmehr leid, daß Sie nichts mehr an meinem Hofe finden, was Sie hier fesseln kann. Auguste ist freylich dahin —

Nichts, seitdem ich sie verloren habe.

Nicht? fragte er mit scheinbarer Verwunderung.

Prinz, der ganze Hof weiß es,
d Sie fragen noch?

Der Hof weiß gewöhnlich mehr,
s ich.

Und Sie wären noch derselbe?
nd ich wär Ihnen noch derselbe, der
ch vorhin war? Unmöglich? Warum
ieben Sie mich allenthalben? warum
im stießen Sie mich zurück, so oft
ch Ihnen mit ausgebreiteten Armen
ntgegenkam?

Eine unselige Laune, die mich ei-
ne Zeit beherrscht . . . .

Sie wollen meiner Frage
welchen?

Ich bot ihm die Hand zur
fahlede. Leben Sie wohl.

Warum eilen Sie denn so
re Reise wird ja nicht so dr
seyn, daß sie nicht noch einig
abwarten könnten.

Keinen Tag. Ich will nic
Mährchen des Hofes und der
seyn. Aber wissen möchte ic
ich Sie verlasse, ob Sie ohn
von mir scheiden?

Sie haben mich nicht beleidigt.

Nun bey Gott! und Sie könnten so ausgesucht mich quälen?

Wenn ich Ihnen wehe gethan habe, so vergeben Sie mir. Es war nicht mein Wille.

Er drückte mir die Hand.

In diesen Worten und diesem Händedruck erkenne ich Sie wieder. O es waren schöne Tage, die wir mit einander verlebten. Eigennutz und Politik — die gewöhnlichen

Freundschaftsbande der Großen — hatten an unsrer Eintracht keinen Antheil.

So rein und harmonisch durften selten zwey Fürstenherzen zusammenschlagen, als die unsrigen. Wir werden beide vergebens ein zweytes Herz suchen, das unsern zerrissenen Bund ersetzt.

Der Herzog schien heftig bewegt.

Ich fuhr fort:

Nein! es giebt keine Freundschaft mehr; ich habe den Glauben daran

aufgegeben, seitdem ich die Ihrige verloren habe.

Und warum verloren?

Vergebens forsch ich in meinen leisesten Gedanken, und finde keinen, der es nicht wagen dürfte, öffentlich vor Ihnen zu erscheinen. Mit dem Bewußtseyn eines schuldfreyen Menschen fodre ich Sie auf, mich des kleinsten Fehltrittes gegen die Pflichten der Freundschaft zu zeihen. Was hat Sie also bestimmt, meiner Offenheit Verschlossenheit, Kaltsinn meiner Liebe entgegenzusetzen? nur einen

Laut, einen Wink: was konnte Sie zu einem so unnatürlichen Betragen verleiten?

O darin haben Sie recht — die Ursache ist etwas sehr Unnatürliches.

Erschrocken sah er sich im Zimmer um, wie einer, dem ein wichtiges Geheimniß entfahren ist.

Was sagten Sie? — was ist Ihnen?

Nicht weiter! ich beschwöre Sie:

Fragen Sie nicht weiter. Verlassen Sie mich.

Ich verlasse Sie nicht. Es ist nicht Neugierde, es ist Liebe, die mich auffodert: Sie um Aufrichtigkeit und Mittheilung zu bitten. Ich kann es nicht länger ansehen, daß ein Geheimniß, welches in Ihrem Busen brütet, gleich einem heftigen Wurme Ihre Kräfte aussaugt und Ihre Blüthen verwelken macht. Nennen sie mir den Elenden, den Verräther, der Ihnen die Ruhe des Herzens und mir Ihre Liebe gestohlen hat.

Sie irren. Eben meine Liebe ist die Quelle meiner Unruhe. Die Freundschaft zu Ihnen, welche ich nur mühsam verbergen, aber nicht unterdrücken kann, ist mein Verbrechen, und der Kampf, den es mich kostet, Sie zu fliehen, ist die Ursache meiner Krankheit. Ich habe Ihnen schon zu viel gesagt — verlassen Sie mich.

Unglücklicher! in welche Hände sind Sie gerathen! Wer darf sich erkühnen, dem Ersten des Staates Gesetze vorzuschreiben: wen er lieben und hassen soll? Wer darf die Frey-

heit Ihres Herzens, eine Freyheit, die dem Geringsten Ihrer Unterthanen unbenommen ist, mit despotischen Fesseln umstricken?

Stille! wir werden von unsichtbaren Ohren belauscht.

In welcher Erniedrigung, Prinz! erblicke ich Sie zum erstenmale? Von Verräthern und Spionen umgeben, zittert der Mann, welcher in seinen Händen die zermalmenden Donner der Herrschaft führt.

Ihr Verdacht schweift auf einer

falschen, Fühle. Mich wird kein Mensch je fühlen machen; aber die Donner meiner Rache [illegible] nicht in jene Welt hinüber.

Sie sprechen immer dunkler und räthselhafter. —

Darum verlassen Sie mich.

Mit zerrissenem Herzen nehme ich von Ihnen Abschied. — Aber, so lange unsere Gesinnungen sich über einen gewissen Punkt nicht vereinigen können, darf keine fernere Ge-

meinſchaft zwiſchen uns beſtehen. . .

. . . —

Und dieſer Punkt? . . . .

II.

Der Schatten. Fragment aus dem Traume eines Geisterse hers.

Frieden und Glück sagte der Ge nius, kommen auf den herab, der die Gerechtigkeit übt! Jüngling, da dein Herz redlich die Wahrheit sucht, da deine Augen sie noch durch die Binde der Vorurtheile erkennen lön

nen, so soll deine Bitte nicht vergebens seyn. Ich werde deinen Blicken diese Wahrheit darlegen, die du anrufst; ich werde deine Vernunft diese Weisheit lehren, die du auffoderst; ich werde die Weisheit der Gräber und die Wissenschaften von Jahrhunderten dir enthüllen. —

Er [illegible], und legte [illegible] die Hand auf den Kopf: Richte dich auf, Sterblicher! sprach er, und mache deine Sinnen von dem Staube los, worinn du kriegst.

Und plötzlich, wie von einem

himmlischen Feuer durchdrungen, schienen mir die Bande, die uns hier fesseln, sich aufzulösen und gleich einem leichten Dunste, durch den Flug des Genius fortgerissen, fühlte ich mich in höhere Regionen versetzt.

Hier nahm ich aus dem höchsten der Lufthimmel, indem ich meine Blicke auf die Erde senkte, eine neue Szene wahr.

Unter meinen Füßen, im Raume schwimmend, zeigte ein Himmelskörper, gleich dem Monde, aber nicht so groß und leuchtend, mir eine sei-

ner Flächen, und dieſe Fläche hatte das Anſehn einer mit großen Flecken beſäeten Scheibe: die einen weißlich und trübe, die andern braun, grün oder grau.

Ich ſuchte herauszubringen, was dieſes für Flecken wären, als der Genius mir ſagte: Menſch, der du Wahrheit ſuchſt, erkennſt du dieſen Anblick?

O Genius, antwortete ich, wenn ich nicht auf jener Seite den Mond ſähe, ſo würde ich dieſen Körper das für halten; denn er gleicht jenem

Planeten im Schatten einer Mondsfinsterniß durchs Teleskop betrachtet. Man würde sagen, daß diese verschiedenen Flecken Seen und Länder wären.

Ja, sagte er mir, es sind Seen und Länder — der Halbkugel, die du bewohnst.

Wie? rief ich, das wäre diese Erde, auf der die Sterblichen leben? —

Ja, antwortete er, dieser trübe Raum, der unregelmäßig einen großen Theil der Scheibe einnimmt,

und sie fast von allen Seiten umgrenzt, ist, was ihr das große Weltmeer nennt, das sich vom Südpol bis zum Aequator erstreckt; zuerst den großen Meerbusen von Indien und Afrika bildet, dann sich durch die malaischen Inseln hin ostwestlich bis an die Grenzen der Tartarey hinauf zieht, während es ostwärts das feste Land von Afrika und Europa bis zum nördlichen Asien einschließt.

Diese Halbinsel in Form eines Vierecks zu unsern Füßen ist das dürre Land der Araber. Dieses große

Land zur Linken, im Innern bey
eben so kahl, und nur an den Ufe
grün, ist der verbrannte Erdstr
den die schwarzen Menschen bewohn

Nördlich, jenseit eines unregelm
ßigen, langen schmalen Meeres, l
gen die Länder von Europa, reich
Wiesen und angebauten Felder
rechts vom kaspischen Meere erstr
cken sich die mit Schnee bedeckt
kahlen Ebnen der Tartarey. Dies
weißliche Raum hieherwärts ist d
lange traurige Wüste Kobi, welc
China von der übrigen Welt trenn

Du ſiehſt dieſes Reich in dem gefurchten Erdboden, das unter einer ſchiefgekrümmten Fläche ſich unſern Blicken entzieht. Dieſe Erdzungen und zerſtreut liegenden Punkte an dieſen Küſten ſind die Halbinſeln und Inſeln der malaiſchen Völker, der trauligen Beſitzer von Rauchwerk und Gewürzen. Dieſes Dreyeck, das ſich weit ins Meer erſtreckt, iſt die zu berühmte Halbinſel Indien. Du ſiehſt den gekrümmten Lauf des Ganges, die rauhen Gebirge von Thibet, das glückliche Thal von Käſchemire, die Sandſteppen Perſiens, die Flüſſe Euphrat und Tigris, das eingeſchloſ-

jene Bette des Jordans und die Kanäle des einsamen Nils.

O Genius! sagte ich, ihn unterbrechend, der Blick eines Sterblichen reicht nicht bis zu diesen Gegenständen in solcher Ferne.

Alsobald berührte er mein Gesicht. Meine Augen sahen heller, als die Augen des Adlers, und doch schienen mir die Flüsse nur krumme Streifen, die Berge nur Furchen, und die Städte nur kleine Figuren, gleich Feldern auf einem Schachbrete zu seyn.

Der Genius zeigte mit dem Finger auf die Gegenstände, und beschrieb sie mir näher.

Diese Klumpen, sagte er, die du in jenem, vom Nil durchwässerten Thale wahrnimmst, sind die Ueberreste blühender Städte, worauf das alte Königreich Aethiopien stolz war.

Siehe hier die Ueberreste seiner Hauptstadt Theben mit hundert Palästen, die Urmutter der Städte, das Denkmal eines wunderbaren Geschicks. Hier entdeckte ein jetzt vergessenes Volk zu einer Zeit, wo alle

andre Völker Barbaren waren, die Elemente der Wissenschaften und Künste, und ein Geschlecht von Menschen, jetzt der Auswurf der Menschheit, weil sie krauses Haar und eine schwarze Haut haben, gründete die bürgerlichen und Religionssysteme, die noch über die ganze Welt regieren, auf das Studium der Gesetze der Natur. Diese grauen Punkte, tiefer unten, sind die Pyramiden, deren Masse dich in Erstaunen gesetzt hat. Diese Küste, vom Meer und einer Kette enger Gebirge eingeschlossen, war der Aufenthalt der phönizischen Völker: hier standen die mäch-

tigen Städte Tyrus und Sydon, Askalon, Gäza und Baruth. Dieser Wasserstreif ohne Ausgang ist der Jordan, und diese unfruchtbaren Felsen waren vormals der Schauplatz von Begebenheiten, welche die ganze Welt erfüllten. Siehe hier die Wüste Horeb und diesen Berg Sinai, wo ein tiefsehender, kühner Mann, durch Mittel, welche der gemeine Verstand nicht faßte, Satzungen gründete, die auf das ganze Menschengeschlecht Einfluß gehabt haben. Hier auf diesem dürren Gestade siehst du keine Spuren von Pracht mehr, und doch war hier ein Magazin von Reich-

thümern. Hier waren dieſe idumäiſchen Häfen, von wo aus die phöniziſchen und jüdiſchen Flotten längs der Halbinſel Arabien hinſegelten, und ſich in den perſianiſchen Meerbuſen begaben, um die Perlen von Hevila und das Gold von Saba und Ophir einzuladen. Ja, hier an dieſer Küſte von Oman und Baharain, die der Sitz dieſes Handels des Luxus war, der das Schickſal der alten Völker beſtimmte; hier holte man die Gewürze und köſtlichen Steine von Ceylan, die Gürtel von Kachemire, die Diamanten von Golkonde, das Ambra von den maldiviſchen Ins

ſeln, den Biſam von Tibet, den Aloe von Cochin, die Affen und Pfauen von Indien, den Weihrauch von Hadramuth, die Myrrhe, das Silber, Goldpulver und Elfenbein von Afrika. Von hier aus wurden dieſe Wohlgenüſſe auf Egyptiſchen und Syriſchen Schiffen bald durchs rothe Meer geführt, und brachten die Städte Theben, Sidon, Memphis und Jeruſalem nach einander empor, bald gingen ſie den Tigris und den Euphart wieder hinauf, und feuerten die Thätigkeit der Aſſyriſchen, Mediſchen, Chaldäiſchen und Perſiſchen Nationen an; dieſe Reichthümer, je

nachdem ſie weiſe gebraucht oder ge-
mißbraucht wurden, erweiterten die
Herrſchaft der Völker, oder ſtürzten
ſie um. Siehe hier die Städte des
prächtigen Perſepolis, deſſen Säulen
du wahrnimmſt; von Litabana, deſ-
ſen ſiebenfache Mauer zerſtört iſt; von
Babylon, das nur noch Schutthau-
fen aufzuweiſen hat; von Ninive,
deſſen Namen kaum noch gekannt
wird; von Thapſanun, Anathot, Ger-
ra und von dieſem verheerten Pal-
myra. O unvergängliche Namen!
berühmte Felder, ewig merkwürdige
Länder! welche erhabne Lehren bietet
euer Anblick dar! wie viele tiefe Wahr-

heiten ſind auf der Oberfläche dieſer Erde eingeſchrieben! Angedenken vergangener Zeiten, kehre in meine Erinnerung zurück! Oerter, die ihr von dem Leben des Menſchen in ſo vielen verſchiedenen Zeitaltern zeuget, ruft mir die Veränderungen ſeines Schickſals wiedrum vor! Lehrt mich die Triebfedern und Grundurſachen davon kennen. Saget mir an, Quellen des Glück und Unglücks ſchöpfte! Enthüllet ihm ſelbſt die Urſachen ſeiner Uebel! Verbeſſerts je durch den Anblick ſeiner Verirrungen! Lehrt ihn ſeine eigene Weisheit, und möge die Erfahrung vergangener Zeiten für ge-

genwärtige und künftige Geſchlechter ein unterrichtendes Gemälde, und ein Keim des Glücks werden.

Ich habe es dir geſagt, Freund der Wahrheit! vergebens ſchreibt der Menſch verborgnen und eingebildeten Wirkungen ſeine Unfälle zu; vergebens ſucht er geheimnißvolle und fremde Urſachen zu ſeinen Uebeln. Ohne Zweifel iſt in der allgemeinen Ordnung des Weltalls ſein Stand Unbequemlichkeiten unterworfen; ohne Zweifel wird ſeine Exiſtenz durch höhere Kräfte regiert: allein dieſe Kräfte ſind weder Beſchlüſſe eines blinden Schick-

fals; noch launen phantastischer, eigensinniger Wesen. Gleich der Welt, von der er einen Theil ausmacht, wird der Mensch durch natürliche, in ihrem Laufe regelmäßige, in ihren Wirkungen zusammenhängende und in ihrem Wesen unbewegliche Gesetze regiert.

Diese Gesetze, die gemeinschaftliche Quelle vom Guten und Bösen, sind nicht fern in den Gestirnen geschrieben, oder in mysterieusen Gesetzbüchern verhüllt! Mit der Natur irrdischer Wesen verbunden, ihrer Existenz einverleibet, sind sie zu allen Zeiten, an allen Orten dem Menschen gegen-

wärtig; ſie wirken auf ſeine Sinne, warnen ſeinen Verſtand, und führen Strafe und Belohnung für jede Handlung mit ſich. Möchte der Menſch mit dieſem Geſetze bekannt ſeyn! Möchte er die Natur der ihn umgebenden Weſen, und ſeine eigne begreifen, ſo würde er die Urheber ſeines Geſchicks kennen, er würde wiſſen, was die Urſachen ſeiner Uebel ſind, und was für Mittel er dagegen anwenden kann!

Als die geheime Macht, die das Univerſum beſeelt, den Erdball bildete, den der Menſch bewohnt, ver-

leibte ſie den Dingen, woraus er beſteht, weſentliche Eigenſchaften ein, welche die Regel ihrer individuellen Bewegungen, das Band ihrer gegenſeitigen Beziehungen, die Urſache der Harmonie des Ganzen wurden. Sie gründete dadurch eine regelmäßige Ordnung von Urſachen und Wirkungen, von Grundurſachen und Folgen, die unter dem Anſchein des Zufalls, das Univerſum regiert, und das Gleichgewicht in der Welt erhält. Sie eignete dem Feuer Bewegung und Thätigkeit; der Luft Elaſtizität; der Materie Schwere und Conſiſtenz zu; ſie machte die

Luft leichter als das Waſſer; das Metall ſchwerer als die Erde; das Holz weniger dicht als den Stahl; ſie befahl der Flamme, empor zu ſteigen; dem Steine, herab zu ſtürzen; der Pflanze zu wachſen; dem Menſchen, den ſie der Einwirkung ſo vieler verſchiedenen Dinge ausſetzen, und dennoch ſein gebrechliches Leben erhalten wollte, die Fähigkeit zu empfinden. Vermöge dieſer Fähigkeit erregt ihm jede, ſeiner Exiſtenz ſchädliche Handlung eine Empfindung von Uebel und Schmerz, und jede ihr zuträgliche Handlung ein Gefühl von Vergnügen und Wohlbehagen. Durch

dieſe Empfindungen wird der Menſch von ſeiner Seite von dem, was ſeinen Sinnen unangenehm iſt, zurückgeſtoßen, und von der andern zu dem, was ihm ſchmeichelt, hingezogen, in die Nothwendigkeit geſetzt, ſein Leben zu lieben und zu erhalten. Selbſtliebe, Verlangen nach Wohlbefinden, Abneigung vor Schmerzen, das ſind die weſentlichen von der Natur ſelbſt dem Menſchen auferlegten, urſprünglichen Geſetze; die Geſetze, welche die anordnende Macht, wer ſie auch ſey, gegründet hat, um ihn zu regieren; dieſe Geſetze ſind es, die, gleich den Geſetzen der Be-

wegung in der phyſiſchen Welt, das einfache und fruchtbare Prinzip von allem, was in der moraliſchen Welt vorgehet, geworden ſind.

So iſt alſo der Stand des Menſchen beſchaffen! Von einer Seite der Einwirkung der ihn umgebenden Elemente ausgeſetzt, iſt er vielen unvermeidlichen Uebeln unterworfen, und wenn in dieſem Rathſchluſſe die Natur ſich ſtrenge bewieſen hat, ſo hat ſie von der andern Seite gerecht, und ſogar nachſichtig, nicht nur dize Uebel durch ähnliche Wohlthaten gemildert, ſondern auch den Menſchen

die Macht verliehn, dieſe zu vermehren und jene zu verſüßen. Sie ſcheint ihm geſagt zu haben: „Schwaches Werkzeug meiner Hände, ich bin dir nichts ſchuldig, und gebe dir das Leben. Die Welt, worein ich dich ſetzte, war nicht für dich gemacht, und doch bewillige ich dir den Gebrauch davon; du wirſt ſie mit Gutem und Böſem vermiſcht finden; es liegt dir ob, beides zu unterſcheiden, und deine Schritte auf blumigte, oder dornigte Pfade zu lenken. Sey der Werkmeiſter deines Schickſals; ich gebe es in deine Hände.“ — Ja, der Menſch iſt der Werkmeiſter ſeis

nes Schicksals geworden; er selbst hat den Umsturz oder das Emporkommen seines Glücks geschaffen, und wenn er beym Anblick so vieler Schmerzen, womit sein Leben gefoltert ward, Ursache hat, über seine Schwachheit oder Unbesonnenheit zu seufzen, indem er erwägt, aus welchen Quellen sie entsprang, und bis zu welcher Höhe er sich emporheben konnte, so hat er vielleicht noch mehr Recht, auf seine sich etwas zu Gute zu thun, und stolz auf seine Geisteskräfte zu seyn.

III.

Aufschlüsse.

Diesen sonderbaren Traum hatte ich in der Nacht, als ich auf die wichtige Entdeckung der Ursache des sonderbaren Betragens des Herzogs gekommen war.

Nein! nein, es ist nicht möglich, rief ich zu wiederholtenmalen aus.

ſobald ich auf meinem Zimmer allein war, daß ein vernünftiger Menſch, ein Mann von ſo viel Lebensklugheit, zu ſolch einem methodiſchen Narren herabſinken konnte, um das tolle Zeug zu glauben, wobey jeder angehende Philoſoph, der nur ein halbes Jahr Logik und Seelenlehre gehört hat, laut auf lachen muß, und Bauern in die Hände zu fallen, von denen er ſo ſolenn geprellt wird, wie hier! Nein! nein! es iſt nicht der Herzog ſelbſt, er iſt verreiſt, geſtorben, ſchläft, und der Teufel hat irgend einem Alltagsnarren ſeine Geſtalt geborgt, mich und jene

zu täuſchen, die ihn täuſchen wollen. Oder — er war es ſelbſt — er iſt es ſelbſt — oder er will die Betrüger ſelbſt in ihre Falle locken. — Aber dann, wozu das verfluchte, das unverzeihliche Spiel mit mir, ſeinem vertrauteſten Freunde, ſeinem Seelenbruder! Pfui Duka! Pfui das iſt klein — du biſt zu viel irre geleitet worden, daß du mir ſelbſt nicht mehr trauſt, ahneſt mich vielleicht im Bunde jener Böſewichter — dann — dann thäteſt du mir großes Unrecht — — Nein — nein das konnte nicht ſeyn! Er war vielmehr der Sklav jener finſtern Rotte geworden,

der ich im Wege stehe, und der ich, bey der ewigen Wahrheit sey's geschworen! ewig ihre schwarzen Pläne zertreten werde.

Die Elenden glaubten mich in ihren Fesseln, sobald ich zu ihrer Fahne geschworen hätte. Ihr irrt, schwarze Finsterlinge! nie werde ich mich so sehr entwürdigen, und eure Ketten tragen. Aber ihr sollt erliegen. Die Wahrheit werde gerächt, und der Herzog mit seinen Edeln seiner Bestimmung wieder werth.

Aber wer hätte es jemals ahnen

können, daß an einem so aufgeklärten Hofe diese Nichtswürdigen jemals wieder emporkommen, und ihr Wesen so weit treiben würden? —

- Doch es war allerdings vorauszusehen. Wo Schwärmerey herrscht, da findet sich auch der Betrug mit seinem Wünschelhütchen ein.

Der Herzog hatte mich beobachtet. Ich hatte ihn eben so wenig unbeachtet gelassen. Schwermuth blickte aus seiner Miene, wenn er mich ansah, und doch war diese Schwermuth mit einem Blicke des

himmlischesten Wohlwollens gemischt, der den jungen Mann so schön ziert. Eine geheime Gewalt schien ihn wider seinen Willen von meinem Herzen zu reißen.

Sein seltsames Betragen hatte mir zu viel Kummer gemacht. Unmöglich hatte ich ihn allein ertragen können. Ich hatte ihn einem meiner Freunde vertraut am Hofe meines Vaters. Bald erhielt ich von ihm den erwünschten Aufschluß. O daß ich nicht früher ihm schrieb, daß ich nicht eher meinen Kummer in seinen Busen ausgoß.

Du bist, schrieb er mir, ein Hofmann, hast scharf eindringende Augen, denn dein Brief und wie ich dich sonst kenne, sagt und verbürgt mir das deutlich. Auch ist deine Charakteristik der Gemüthsverfassung des Herzogs sehr passend, und fast durchaus richtig. Allein eines, Lieber! eines hast du versehen. Während du den Duka zum alleinigen Gegenstande deiner Beobachtungen machtest, vergaßest du auf das zu achten, was um und neben ihm vorging. Hier wissen wir alles, und, im Vertrauen, die Ordensobern nahmens dir übel, daß du nicht derje-

nige warst, der uns den Bericht dar, über einsendete. Entweder besuchst du die Brüder nicht mehr, oder ihr alle seyd mit ägyptischer Finsterniß geschlagen, oder man hat dich als Vertrauten des Herzogs in Verdacht.

Der Sekretär des *ischen Gesandten hat den tollen Mystizismus an euern Hof verpflanzt, mit dem sich Asiens Brüder von Bohemans jämmerlicher Sekte schleppten, und der jetzt in gewissen Ländern, den für Denkfreyheit gefährlichsten aller Orden bey schwärmerischen Pfaffens

knechten von Regenten Eingang verſchafft.

Mein Gott! wer hätte es jemals glauben ſollen, daß die franzöſiſche Revolution am Ende noch uns dieſe ſchwarze Brut wiedergeben würde.

In Norden und Süden werden ſie von hohen Häuptern beſchützt, von beiden Punkten verbreiten ſie ſich über das kultivirte Europa, katholiſche Staaten wieder in die Nacht ihres Aberglaubens zurückzuführen. — Doch — du verſtehſt mich . . .

Der Legationssekretär war die er
e Person, die du bemerken mußtest,
nd dann der Beichtvater des Ge
ndten; ein alter schlauer Fuchs,
r lange Missionär bey den Heiden
wesen war. Vom Hofe selbst was
n mehrere mit jener Like einver
nden, doch warteten sie nur den
itpunkt ab, wo der Gesandte, und
t ihm jene Personen auftreten wür
n, welche als Hauptakteurs be
mmt waren, das Spiel zu eröfnen.

Die Liebschaft mit der Nonne!
das arme Mädchen .... Die
kunft wird vielleicht noch alles ent

hüllen, oder alles auf ewig begraben ..... Dieſe Liebſchaft, ſag ich dir, hat man wahrſcheinlich zum Zwecke benutzt, der geſunden Vernunft des Fürſten den tollſten Myſtizismus aufzupfropfen. Leidenſchaftlich war er, und als ſinnlich wirſt du ihn auch gekannt haben. Er ſah jenes ſchöne problematiſche Geſchöpf, er liebte es, das vortreffliche. Ihre Tugend ſetzte den Wogen ſeiner Leidenſchaft Grenzen, machte ihn zum Schwärmer. Er ward Platoniker. So weit mußte man den wilden Flüchtling bringen, um gewonnen Spiel mit ihm zu haben. Was läßt ſich

von listigen Gaunern nicht alles aus einem verliebten Schwärmer schnitzen? Liebende gleichen Betrunkenen .... Du kennst das, ehe du von deinem ersten Taumel mit Natalien zurückkamst. —

So ward der Schwärmer seinem Mädchen entrückt. . . . Doch — er erhielt sie wieder, um vielleicht sie desto schrecklicher zum zweytenmale einzubüßen. Ich gebe dir einige Adressen, du kannst sie benutzen, wenn es dir daran gelegen ist, wieder ganz intim mit dem Herzoge zu werden, Laß dich in jenen Orden einweihen,

es koſtet eine Hand voll Louisd'ore und ein paar Stunden Lachen zu verbeißen. Du verſtehſt mich nun, thu was du willſt.

Das erſchütterte mich tief. Ja! ja, ich muß ſeinem Herzen näher treten, rief ich aus. Ich werde mich in Orden aufnehmen laſſen, um den Schwärmer in ſeiner ganzen Blöße vor mir zu ſehn.

IV.

Tollheiten des Myſtizismus — Aſiatismus.

Das Bild des Unendlichen ſetzten die alten Philoſophen, ſowohl Mathematiker als Phyſiker, in die Progreſſion der Zahlen aufwärts, und ſo zurück in ihre Brüche.

Das eine Ende führt uns aufs Quadrat, das zweyte auf den einge

ſchloſſenen Punkt, welchen die Philoſ. ſophi hermetici auch das Purum Homogenium und unitalem nannten.

Sodann in die Idee einer unendlichen Ausdehnung oder Gröſſe. Der weiſe Moſes nahm den Menſchen zum Ebenbild der Gottheit. Und eben ſo machte Spinoza auch nach ſeinem Syſtem den Menſchen zum Ebenbild der ganzen Schöpfung. Vorzüglich haben die Gelehrten unter den Juden wahrgenommen, daß die ganzen Zahlen mit einem Zero anfangen und bis auf neun fortſchreiten müſſen. Allein der

Uebergang von diesem Zero auf 1 war es immer, woran die Weisheit der profanen Philosophen scheiterte.

Dem wahren Maurer aber kann dieser Uebergang kein Räthsel mehr, seyn. — Machen Sie sich, meine Geliebten, mit dem alten sublimen phtlosophischen System des Idealismus etwas bekannt. Bei uns hören Sie von einer unsichtbar — und sichtbaren Menschenlehre, und nun combiniren Sie ihr Zero und den Uebergang auf die sichtbare Zahl 1, so wird Ihnen, wenn Sie sich ohne Eigenliebe zu diesem gro-

ßen Geheimniſſe würdig fühlen, ein groſſes Licht in der Finſterniß aufgehen.

Eins iſt ſelbſtſtändig. Nun iſt ein ähnlicher Uebergang von 1 auf 2 wie von Zero auf 1. Merken Sie aber wohl, ich ſage ein ähnlicher Uebergang. Die nächſtangränzende Zahl und der Ausfluß von 1 iſt 2, nur durch 1 gezeugt und mit 1 ſelbſtſtändig. Und hier fing der freye Wille des Guten und Böſen an.

2. aber zeugt die Zahlen 4 und 8.

3 wird nur durch 1 gezeugt, und in dieser Rücksicht eben auch mit 1 selbstständig, 3 zeugt aber die Zahlen 6 und 9.

4 ist das erste Quadrat, wird gezeugt durch 2, und zeugt wiederum 8.

5 nur durch 1 gezeugt, zeugt uns aber die Verbindung des Zero mit 1. d. i. 10 in der gemeinen Zahlenkunde.

6 durch die Zahl 3 gezeugt.

8 durch 2 und 4.

9 durch 3.

7. bleibt uns allein übrig, welche weder durch andere gezeugt wird, noch eine andere Zahl zeugt, und so weit erlaubt mir hier diese Stufe zu erläutern.

So ist ferner in der Geneſie der Dinge eines aus dem andern eben so entſtanden, wie es die Natur und das Weſen eines jeden exiſtirenden Dinges in ſeiner Art mit ſich brachte.

Denn 1 iſt, wie wir gehört haben, ſelbſtſtändig unmittelbar aus dem Urweſen ausgegangen, und iſt,

wie wir weiter hören werden, der Archaeus universi. 2. ging aus 1. Hier fing der freie Wille des Guten und des Bösen an, und also entstand das erste Streittreffen zwischen dem Guten und Bösen, es entstand das Eschmaym, und daher das Chaos und die Zahl 3, welches die drey Prinzipien sind.

Dieser wechselsweise Streit kontinuirte deshalb auch in 3. und so geschah die Scheidung der Elemente und entstand die Zahl 4.

In diesen Elementen kontinuirte

ferner eine abgemeſſene verhältnißmäſſige und proportionirte Wirkung des erſten Elements in das andere, und ſo ſchied ſich die Quint-Eſſenz und die Mittelzahl, das Medium zwiſchen 1 und 9, oder 5, 6 ſind die periodiſche Tagewerke der Schöpfung, die ſechs gleiche Dreiecke im Zirkel, die den Radium zur Baſis haben, und ferner die ſechs gleichen Dreiecke im Signatſtern.

7 war der ruhige Tag. — Die Vollkommenheit, die im Weſen dieſer Zahl liegt, iſt Ihnen auch ſchon zum Theil bekannt. Sie iſt zuſam-

mengenommen in allem Betracht, die einzige Signatur des Erhabenen, des Schönen und im Ganzen der Harmonie, so wie wir deutlicher aus der Theorie der sieben verschiedenen Töne in der Musik hören werden.

7 zeugt aber auch, wie erinnert, die sieben Metalle, die sieben Engel und das Gestirn an, und so entsteht aus ihrer wissenschaftlichen Mischung die Okt-Essenz, woher, wie wir weiter hören werden, die alten magisch künstlichen Spiegel-Glocken ꝛc. ihren Ursprung nahmen.

9 iſt das Ende der Einheiten, das zweite Quadrat aus 3, und das komplette Bild der drey göttlichen Eigenſchaften der drey Prinzipien und der drey Elemente des Waſſers, des Feuers und der Erde.

Aus dieſem zuſammen genommen iſt 1. oder der ſichtbare Anfang das 8. und 9 als das ſichtbare Ende u. ſ. w.

So iſt der Uebergang der Farben von einer in die andere eine wahre Unendlichkeit für den wahren philoſophiſchen Maler.

Die Schattirungen zeigen ihm bloß das Mittel zwischen beiden Farben. Die Fibrationen aber zwischen ihnen sind uns unbegreiflich. Was übrigens die Theorie der Farben betrifft, kann weder mehr gesagt, noch von einem endlichen Geist etwas Vollkommenes geformt werden, als der große Newton in seiner Optik, wo er die Lehre vom Licht und Farben aus einandergesetzt hat. Allein ohne sich mit der Struktur und Organisation sowohl desjenigen Werkzeugs, mittelst dessen wir Objekte, die außer uns sind, empfinden, hauptsächlich aber mit dem Gang und der Qua-

lität der Nerven genau bekannt zu machen, können wir von diesen Phänomenen in der Natur der Dinge schwerlich etwas mehr wie Vermuthungen haben. Wir schwimmen in einem Meere von seichten Hypothesen herum und können nirgends sicher landen.

So springen wir auch nicht von einem Tage auf den andern, ehe daß wir Stunden, Minuten, Sekunden und eine unzählige Reihe von Punkten, die wir passiren müssen, eingeschaltet fühlen.

In unſerm Sonnenſyſtem nehmen wir auch nach dem Zeugniſſe aller Aſtronomen ſieben große und beſondere Sydera wahr, die man Planeten nennt, und deren verſchiedene Eigenſchaften von der Art und ſo determinirt ſind, daß ſie das Syſtem, in dem ſie eingeſchloſſen ſind, in beſtändigem Gleichgewicht erhalten.

Dieſe Planeten haben auch ein jeder ſeinen Beherrſcher, ſo wie wir in der Grundſtufe hören werden.

Perſer und Araber nannten ſie: Keran, Ormuzd, Behram, Sched. Nahid, Tir und Mah.

Sie haben hiervon nur so viel Notiz zu nehmen, als es sich in der Folge ereignen könnte, daß Sie Schrif' ten in die Hand bekämen, wo Sie diese Namen aufgezeichnet finden könnten.

Ohne wichtige Kommunikation und Proportion dieser Planeten, die theils in ihrer Größe, theils in ihren Eigenschaften, theils in ihrer Entfernung und wechselsweisen Posi tion liegt, wird nichts in, auf und zwischen ihnen existiren können. Was wir aber im eigentlichen Verstande ihre Beherrscher nennen, das ist der

ausgegangene Geiſt oder die Seele eines jeden Planeten, die ihm in allen ſeinen Verrichtungen die gehörigen Schranken ſetzt, ihm ſeinen Kreislauf disponirt und begrenzt, ohne den ein Planet wie der andere nichts als eine todte Kraft ſeyn würde.

Welches Gefühl verfolgt uns durch alle Fibrationen der unzählichen Zwiſchentöne, zwiſchen zwey aufeinanderfolgende ganze Töne?

Der ſo mannichfaltige Uebergang der Akkorde läßt uns ſchon dieſe Schwierigkeit fühlen. Ueberhaupt

können wir in der Theorie der Tonkunst beynahe das Grundgesetz der Zahl 7 mit Händen greifen, denn sobald wir einen Ton, welcher es auch sey, anschlagen, so folgen ihm noch 6 andere von ihm verschiedene Töne, die mit dem angeschlagenen Ton 7, volle Töne ausmachen. Sobald wir nun den 8ten Ton etwas [illegible] fallen wir wieder in den 1sten herab, oder in den 7ten hinauf. Die Höhe oder die Tiefe verändert bloß die Tonstimme, niemals aber den Ton.

Und bloß in diesen 7 Tönen liegt

das so mannichfaltige Große und Erhabene dieser göttlichen Wissenschaft.

Wer sich mit diesem Theil der Aesthetik besser bekannt gemacht hat, und eine höhere und reine Philosophie zum Grunde gelegt hat, der wird hieraus in der Folge leicht schließen, warum die gesetzmäßige Versetzung dieser sieben Töne so verschiedene Wirkungen in unserm Gemüthe hervorbringen.

Wie dieses geschiehet, daß durch gedachte künstliche und regelmäßige Versetzung dieser sieben Töne eine jede

Leidenſchaft exprimirt, und in uns in Bewegung geſetzt und determinirt werden kann, wird bey mündlichen Logen-Unterricht gehörig demonſtrirt werden.

Zur gehörigen Präparirten aber müſſen wir die ſammtlichen hochwürdigen und hochwürdigſten Brüder bitten und brüderlichſt erinnern, daß Sie ſich mit der Struktur und Organiſation derſelben edlen Theile des thieriſchen, vorzüglich aber des menſchlichen Körpers genauer bekannt machen, die ſowohl die äußere als innere Sinne der Thiere konſtituiren,

und ihnen ihre Grenze ſetzen, denn bey Uns können ſie weder Anatomie noch Phyſiologie, weder Mathematik, gemeine Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte, Metaphiſik hören. Wir glauben, daß Sie, bevor Sie zu uns treten, ſchon den Grund hierin gelegt haben, oder wenigſtens ſich in Zukunft in dieſen Grundwiſſenſchaften gehörig qualificiren werden, ſonſt werden Sie das Sublime unmöglich verdauen können.

Schritten wir z. B. fort zu erläutern, was die wiſſenſchaftliche Verſetzung der ſieben Töne für ver-

ſchiedene Empfindungen in uns erre-
gen; nehmen wir z. B. in der Ton-
kunſt das heraus, was uns die
allgemeine Aeſthetik für einen Begriff
vom Erhabenen und Schönen giebt;
ſo ſind uns Oratorien, die Chöre, der
Choral im Geſang, der Tod Jeſu
von Graun, das Stabat Mater von
Pergoleſi, des Miſerere von Allegri
ſattſame Beiſpiele von der allgemeinen
hinreißenden und ſchmachtendſten Be-
wegung, die in dem Innern vieler
tauſend Zuhörer zugleich effektuirt
wird. Warum nun dieſe Verſetzung
der ſieben Töne, dieſen allgemeinen
Effekt, und eine andere Verſetzung

auch einen allgemeinen andern Effekt, verurſacht, müſſen wir nothwendig wiſſen.

Wie, woher und wo die Empfindungen überhaupt entſtehen? Wir müſſen wiſſen, welches die Struktura ſenſorii auditus, warum ſie ſo, und nicht anders iſt oder ſeyn kann? wir müſſen wiſſen, was für Empfindungen im thieriſchen Körper entſtehen, wenn die Nerven geſpannt, wenn ſie relaxirt, wenn ſie ausgedehnt und wenn ſie überſpannt werden.

Kurz wir müſſen und wir können

auch in allen diesen Operationen die gehörige Schwingungen im Verhältnisse mit der Elasticität der Nerven und ihrer Qualität gehörig berechnen. Wenn wir alles dieses in Ordnung penetrirt haben, so werden wir auch besser wissen, was der perfekte Akkord nemlich 3. 5. 8. sagen will und so wohlklingend in uns wirket.

Wir werden besser wissen, wie sich terz major von der terz minor unterscheidet. Warum unser Gehör beleidigt wird, wenn wir aus einem Perfektakkord in den andern übergehen, und die Scala verfehlen? Wir

werden ferner wiſſen, warum wir im perfekten Akkord beym Herablaufen der terz major die nehmlichen Töne nehmen müſſen, auf die wir hinaufgelaufen ſind, und warum wir im Herablaufen der terz minor andere Töne einſchalten und für diejenigen zum Theil ſubſtituiren müſſen, die wir hinaufgelaufen ſind? wir werden beſſer wiſſen, wie die Diſſonanzen entſtehen, wie ſie in uns wirken und was der Kompoſiteur für Abſicht dabei haben kann?

Kurz wir werden zuverläſſiger wiſſen wie der in der Tonkunſt effek-

tuelle Takt auch in allen Operationen der Natur gegründet ist, wie der Grund aller Vollkommenheit in der Näherung zur Harmonie liegt, und warum die höchste Vollkommenheit nur in sieben Tönen enthalten ist.

So wie in der Natur der Dinge in jedem in seiner Art eine gewisse harmonische Verbindung liegt, die sich theils mehr theils minder äußert, und so wie die Kette aller Dinge eine allgemeine Harmonie der obern Theile mit den untern ist, dieß können wir am füglichsten in dem mineralischen Reiche beobachten, weil alle weiteren

Beobachtungen der Natur nicht in dieſe Probeſtufe gehören.

Wir wiſſen z. B. wie das dicke Waſſer die Univerſal-Emurna, oder die Gur der Natur in dem Eingeweide der Erde, die verſchiedenen Produkte hervorbringt.

Wir wiſſen, daß dieſes allgemeine Agens auf die unzählige Patiens, auf die es trifft, unter dem Zeichen der Sonne Gold, unter jenem des Mondes Silber, unter der Venus Kupfer u. ſ. w. hervorbringt, das will ſagen, daß die Lage der Empfängniß gera-

dezu mit den leitenden Eigenſchaften dieſes oder jenes Planeten, kraft ſeiner innern Bildung in einer Harmonie ſtehen, daß dieſe Harmonie durch die Kraft des allgemeinen Salzgeiſtes entſtehe, daß dieſer Salzgeiſt aber ſelbſt nach der beſtimmten Harmonie wirke, und nicht anders wirken könne, weil ſeine Verbindung, die zwar allgemein iſt, ſich doch nach den verſchiedenen leitenden Kräften ſpecificirt, und ſo werden die Metalle bald fein und glänzend, bald trocken, bald leicht, bald ſchwer, bald feuerbeſtändig, bald flüchtig ſeyn; je nachdem das Zeichen ihres Planeten hitzig

trocken, feucht oder kalt iſt. Gleiche Bewandniß hat es mit eben den ſo verſchiedenen Halbmetallen, Markaſiten u. ſ. w. und endlich mit den verſchiedenen Stemaiten, welches Sie alles in der erſten Hauptſtufe vollkommen erläutert und auseinandergeſetzt finden und dann praktiſch lernen werden.

Hier und im folgenden ſehen wir wiederum deutlicher, daß die Zahl 7 eine begrenzte Periode in der Natur ſey. Weiter hinauf fängt eine andere Periode an, ſo geht es fort, bis auf 7 mal 7 welches ein kleiner

Zirkel genannt wird. Daher wissen wir auch, warum eine Geburt von 7 Monaten, oder ein Sieben-Monats Kind leben, und eine andere von 8 Monaten, die doch älter ist, nicht leben kann. Wir wissen daher, warum der Puch, von dem in der heiligen Schrift Meldung geschiehet, und in seiner kleinen Zahl 7 hat, so eine geschickte Materie, und so biegsam zu allen alchymistischen Arbeiten ist. Hieraus erläutern wir auch den Siebenbrunnen, den Abraham grub, die sieben Schaaf, wodurch er mit Abimelech den Bund errichtete, und den Baum, der in seiner kleinen Zahl eben

auch sieben andeutet, der er pflanzte ꝛc.

Haben wir ferner einen deutlicheren Begriff von den vier verschiedenen Arten von Entstehung der Dinge in der Schöpfungskunde, welche Beria, Aziloth, Jezira und Asia sind, so werden wir leichter combiniren können, wie auch der erste, zweyte, dritte und vierte Zeitpunkt immer den siebenden bestimme.

So ist in Krankheiten der vierte Tag das wichtige Prognostikon auf den siebenden, zählen mir jetzt wieder

vier Tage hinzu, ſo iſt, wie auch die Erfahrung richtig lehrt, und durchaus übereinſtimmt, der 11te Tag der Index des 14ten und der 18te der des 21ſten. Dieſe Perioden ſind plus et minus kleiner oder gröſſer, je nachdem ſie in der Natur der Dinge in einen gröſſern oder kleinern Zirkel und Kreislauf eingeſchloſſen ſind.

Roſch. Hamdabrini.
Pokeach Ibhrim.
Thumim Bemahloth.
Melibh Lackol.

Die Elemente ſind die groſſen Körper der Natur, und die Gebähr-

mutter, welche die ihnen vom Uni-
verſalgeiſt oder von unſerm ſich be-
wegenden Punkt gegebenen Tugen-
den, Saamen, Zeichen und Bilder
in ſich enthalten.

Die Elemente haben zwey Natu-
ren, eine geiſtige und eine leibliche,
und iſt die Tugend der erſten im
Schoße der andern verborgen.

Ihre wahre Wirkung iſt, dem
Univerſalgeiſt durch die unterſchiedli-
che Fermente, welche in ihren beſon-
dern Werkſtätten ſchon exſtiren, eine
Bildung zu geben, ihn nach und

nach leibhaft zu machen, und ihm die Charaktere und Eigenschaften mitzutheilen, so darin gleichsam eingeschlossen liegen.

Denn dieser Geist ist bequem zu allen Dingen, und kann alles in allen Dingen wirken, und dieses geschieht, weil die Natur, die diesen Geist zum Wirken bestimmt und ausschickt, niemals müssig seyn kann, sondern stets arbeiten muß; weil aber dieselbe eines endlichen oder zerstörenden Wesens ist, so kann sie für sich weder erschaffen noch zernichten, indem diese

zwey Eigenſchaften eine unendliche Kraft erfodern.

Element iſt nicht das, was wir in den Elementen ſehen, denn das, was wir mit unſern Augen ſehen, und vom gemeinen Mann ein Element genannt wird, iſt kein Element, ſondern ein vermiſchter und elementirter Körper, und die Frucht deſſelben, was eigentlich ein Element genannt werden muß. Feuer, Luft, Waſſer, Erde, welche wir ſehen, ſind unmöglich im Stande, das allergeringſte oder kleinſte Ding in der Natur der Dinge zuſammen zu ſetzen, oder zu

machen; denn obgleich alle Dinge in den Elementen gemacht, hervorgebracht und erhalten werden, so sind sie doch nicht der eigentliche Grund der Entstehung eines, solchen hervorgebrachten Wesens, sondern dieser Grund ist ein ganz anderes Ding, welches in ihnen gefunden wird, und dieses Ding ist und heißt Universal-Geist . . .

V.

Auflösungen.

Ich benutzte die Adreſſen meines Freundes. Die Brüder des myſtiſchen Bundes wunderten ſich nicht wenig über meine Erſcheinung, und — gleichwohl ward ich eingeführt und — eingeweiht.

Man wünſchte ſich Glück, mich nun im Bunde — in den Netzen

ihrer Gewalt — zu beſitzen; denn ich ſchien ihren Planen allein im Wege geſtanden zu haben. Die Schwachen ahneten wohl nicht, daß ich nur in ihre Klike getreten war, ihren Myſtizismus näher zu beleuchten, und — ihr Gewebe zu vernichten.

Jetzt wars am Tage, warum der Herzog ſich ſo ſonderbar gegen mich benommen hatte.

Angeſteckt von der Schwärmerey, des tollſten Myſtizismus, hatten ſich jene Menſchen ihn ganz eigen gemacht. Mich als Profanen, als Un-

würdigen der hohen Myſterien, hatte man von ſeinem Herzen geriſſen. Er lebte jetzt in einer andern Welt von Myſterien, und der gewöhnliche Menſch durfte ihn nicht mehr intereſſiren.

Alles war in einem entfernten Flügel des Schloſſes zu den myſteriöſen Verſammlungen und den Arbeiten der Mitternacht bereitet, mehrere Säle und Zimmer waren mit nicht geringen Koſten dazu eingerichtet, und der Apparat, der gewiß große Summen verſchlungen hatte, war königlich.

Ich übergehe die ſonderbaren, oft lächerlichen Ceremonien bey meiner Einführung und Annahme, und habe in der vorſtehenden Nummer nur ein Fragment aus den Ordensheften beygelegt, wie ſie zum Unterricht der Weisheitsſchüler vertheilt werden — als Probe vom Ganzen.

Welch ein Gewebe des tollſten Unſinns, des raſendſten Myſtizismus mit Weisheit und Bibeltexten gepaart! Welch Geſchwätz von Weisheit und Unſinn durch einander, und der Unſinn mit den Farben der Weisheit geſchminkt!

Warlich! es iſt der Mühe werth, dieſes raſende Syſtem ganz zu kennen, um ſich zu überzeugen, wie weit der menſchliche Geiſt ſich verirren kann, wenn Schwärmerey ſich mit unverdauten Begriffen und Betrügerey mit Aberglauben verbinden.

Abſichtlich ſchrieb ich ganze Stellen aus dem Syſteme ab, und ſchob ſie dieſen Papieren ein. Jeder, der ſich zu kalter vernünftiger Prüfung aufgelegt findet, unterſuche — wenn er kann und Luſt hat — ob dies alles wahr ſey? wer wollte dies behaupten; aber das iſt wahr, daß zur

Kenntniß der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes dieſes System ewig denkwürdig bleiben wird, und daher ein nothwendiges Bedürfniß für die Bibliothek eines jeden Philoſophen iſt. —

Die Syſteme der Philoſophen enthalten der Schwärmereyen und Träumereyen gewiß eben ſo viel, als das System der aſiatiſchen Brüder. Sind ſie deſſalls aber nicht denkwürdig und für die Geſchichte nothwendig? Zeigen ſie nicht, wie ſich der menſchliche Geiſt nach und nach entwickelte?

Auch dieſes Syſtem der aſiatiſchen Brüder belehrte uns über die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, und weihet uns in ſo viele Begriffe der alten Welt ein.

Selbſt als Betrügerey muß man daſſelbe kennen lernen, und ſeiner Aufmerkſamkeit würdigen. Es iſt nicht gleichgültig, was in der Maurerey gelehrt wird, und worauf die höhern Grade hinausgehen. Wir müſſen ſie insgeſammt kennen lernen.

Der Hofſekretär Bohemann zu Stockholm hat dieſes Syſtem, ſeine

Betrügereyen zu verſtecken, gemiß-braucht. Es iſt wahr, für Betrüger eignet es ſich ſehr. Wenn man je verrückt werden kann, ſo iſt dieſes Syſtem das trefflichſte, verrückt zu machen. Unverſtändlichkeit auf Unverſtändlichkeiten finden ſich in ihm, und doch läßt ſich wieder ein gewiſſer Sinn in alle dieſe Unverſtändlichkeiten hineinlegen. Alles falſch, was nur immer erfoderlich iſt, um die Menſchen verrückt zu machen. Jeder Freymaurer ſollte die Grnde dieſes täuſchenden Ordens eben ſowohl in ſeiner Bibliothek haben, als ihn der Philoſophy in der ſeinigen

haben muß. Der Philoſoph, um die Verirrungen des menſchlichen Geiſtes aus demſelben kennen zu lernen. Der Maurer — um ſich warnen zu laſſen. Man kennt daher dem Weſentlichen nach alle dieſe Syſteme der Täuſchung und Schwärmerey, ſobald man dieſes eine ſtudirt und ſich zu eigen gemacht hat. Auch muß ich noch bemerklich machen, daß, wer ſich in dieſes Syſtem einſtudirt hat, alle theoſophiſche Schriften und namentlich Agrippa de Nettesheim Scient. occult. entbehren kann.

Mühe hat es mir gekoſtet, dieſe

Verſammlungen zu beſuchen, und eine Menge Albernheiten mitzumachen, die man nur dem Schauſpieler auf der Bühne verzeihen kann. Aber ich ſchauderte ob der grauſenvollen Entdeckungen, die ich in der Folge machte. —

Ich hatte mich treuherzig genug geſtellt, und glücklicherweiſe die Rolle gut genug geſpielt, die mich von allem Verdachte der Klugheit und des Witzes ſo ziemlich frey ſprach. Man ſchien jetzt zu glauben — und dieſe Bemerkung habe ich richtig gemacht — man habe ſich in mir ge-

irrt, und mich vorher, ehe man mich genauer kannte, für ſchlauer und ſcharfblickender gehalten, und ſehe jetzt ein, daß man mich umſonſt gefürchtet habe, da ich ebenfalls nichts weiter ſey, als ein ganz gemeiner Menſch, nur überſpannter noch, als viele meiner Ordensbrüder, und eben deshalb deſto leichter und — gröber zu hintergehen.

Die Arbeiten, die man in den Verſammlungen vornahm, beſtanden in magiſchen Gaukeleyen, die fürs Auge größtentheils ſehr prächtig ausfielen, aber für mich nur den Reiz

eines optiſchen Gaukelſpiels haben konnten.

Abweſende Geliebte, längſtverſtorbene Weiſen und Helden wurden vorgeladen, öfters auch Engel und Erzengel beſchworen, die unter den ſanften Tönen einer Harmonika mit untermiſchtem Stahlklavier in Wohlgerüchen herniederſtiegen, und — dergleichen Poſſen mehr. Der Prinz ſah ſeine Geliebte nur im Wolkenſchleyer der Phantasmagorie, und ich verlangte meine Auguſte gar nicht zu ſehen, ſo oft mir auch der Jeſuit, der hier den Demiurges machte, die

Vorladung anbot. Wie hätte ich das heilige, geweihte Andenken des edelſten Mädchens ſo tief herabwürdigen können!

Lange ließ man mich — wenigſtens glaubte man das von Seiten der erlauchten Ordensobern — im Vorhofe des Allerheiligſten als Lehrling harren. Aber mich konnten die Schwachen nicht täuſchen. Vergebens boten ſie ihre Gaukeleyen auf, mich im Wolkenhimmel ihrer Täuſchung zu verſchließen. Zu dünn war mir der magiſche Flor, der die Augen der Schwachen, unter die ich auch

den Herzog zählen mußte, umnebeln konnte. Aber das Licht der reinen Philoſophie, das, Dank ſey es der Vorſehung, noch keinen Augenblick von mir gewichen iſt, dringt durch jede Täuſchung und das Gewebe des Betrugs ſinkt vernichtet zu den Füßen des Mannes von ſtandhaftem Prüfungsgeiſte.

Betrogne ſahen in jenen Gaukeleyen den höchſten Zweck der Verbindung. Aber ich fand nur zu bald, was ich mit Schrecken geahnet hatte.... O des unſeligen Gedankens! Wenn Religion oder Despotie die

Waffen leihen, und — als Werkzeug geiſtlicher und weltlicher Tyrannen, die verächtlichſte aller Betrügerrollen übernehmen muß — die fürchterlichſte.

Selbſt der Herzog ahnete nicht, daß er, wie ſo mancher andere, deſſen man ſich als Werkzeuge der blinden Gattung bediente, und die man in den Orden aufnahm, um ſie unter ihren Augen zu haben, und ſie wenigſtens unſchädlich zu machen, quam solennissime geprellt wurde.

Ich ſelbſt habe mich oft nur mit

äußerſter Mühe des Lachens enthalten können, wenn Menſchen aufgenommen wurden, und für ihr theures Geld doch nichts weiter erkauften, als ein Theaterbillet, und von den erlauchten Obern hinterm Rücken ausgelacht wurden.

So erinnere ich mich noch eines kleinen mißgeſchaffenen kränklichen Landedelmanns, den man feyerlich zum Prieſter des Ordens einweihte, ihn mit dem weißen Gewand und der Infula zierte, und dem neuen Prieſter den Namen — Herkules beylegte. Man mußte dieſen Herkules

in ſeinem Prieſterornate ſelbſt ſehen, um den Eindruck des Höchſtlächerlichen mit dem der tiefſten Verachtung gegen die Betrüger ſo lebhaft zu empfinden, wie ich ihn am feyerlichen Tage der Weihe empfand. . .

Fürchterliche politiſche Zwecke lagen hier zu Grunde, und hinter der Mittelgardine wurde ein fürchterliches Schauſpiel vorbereitet.

VI.

Entdeckungen durch einen Donnerschlag.

In die Länge war mir das Spiel und der ganze Umgang am Hofe lästig. Was sollte ich länger hier? Auguste war für mich auf ewig verloren. Sie schlummerte im Grabe. Mit ihr alle Hoffnungen, alle Freuden meines Lebens. Der Herzog —

ſo lieb ich ihn gehabt hatte, fing an mir lächerlich zu werden. Was konnte mir auch noch die Freundſchaft ſolch eines Menſchen werth ſeyn? —

Geliebt hatte ich ihn wie meine Seele! und beym ewigen Gott! ſolch ein Freundſchaftsbund iſt eine große Seltenheit! Mit Stolz kann ich die Sonne fragen: ob ſie auf ihrer weiten Reiſe ein zweytes Paar gefunden habe? Und dieſer Menſch, der einſt beym Nachtmahl auf die getheilte Hoſtie mir ewige Freundſchaft geſchworen, konnte ſich aus der ſchaalen Urſache von mir zurückziehen,

mich dem Gespött des Hofes, der größten Verlegenheit und Unruhe Preis geben, — weil eine Klike von Gauklern und Bösewichtern sich näher an ihn drängten? Hah! der Mann, der seinen Freund gegen Kinderspiel vertauschen kann, verdient keinen Freund zu besitzen. —

Nun, da ich ihm das große Opfer bringe, mich selbst in seine Kinderspiele mische, wird er mein Freund wieder!

O der Mensch verdient nur Narren um sich zu haben, dessen Freund-

ſchaft mit Narrenpoſſen zu gewinnen ſteht!

Ich ſah einen ſchwachen Mann — einen Schwärmer, ein Spielwerk ſeiner Betrüger — was ſollte, was konnte er mir, was konnte ich ihm ſeyn? Ich bereuete die Zeit und den Aufwand vom Theaterſpiel, die ich hier verwendet hatte. Ich ſah die Bekanntſchaft mit dieſem Hofe, und gewiß mit Recht, als die erſte Quelle meines Unglücks an. —

Auguſte war die Quelle ſo vieler namenloſer Freuden für mich, von

ihr nährte ich die ſchönſten Hoffnungen, und nun war das alles verſchwunden, als hätte es die Erde mit den Reſten der Vortrefflichſten verſchluckt. Meine Schwermuth wuchs, jemehr ich dieſen Gedanken nachhing. Ich zog mich allmählich zurück, lebte der Einſamkeit, meinen Betrachtungen, und der Lieblingslektüre meiner alten Klaſſiker. Einſame Spaziergänge längs dem Ufer des Fluſſes in einer abgelegenen Gegend vor der Stadt, waren meine Erholung. Bey Hofe erſchien ich ſelten, und den Herzog ſah ich faſt nirgends, als in den magiſchen Verſammlungen, die zu be-

ſuchen ich mir noch Zwang genug anthat, theils um die Brüder nicht im Glauben an mich irre zu machen, theils um den Herzog zu beobachten, und — wo möglich das Ende, oder wenigſtens eine entſcheidende Kataſtrophe abzuwarten, welche das Schickſal bald herbeiführen mußte, wenn ſonſt meine Ahnungen nicht fehlſchlügen.

An meinem väterlichen Hofe herrſchte eine Spannung, die ich mir, trotz alles Sinnens nicht anders, als durch geheime Einflüſſe des Ordens erklären konnte. Man ſchrieb mir

ſelten. Meine Eltern ſchienen ſich nicht um mich zu bekümmern, und nur die Zärtlichkeit meiner Schweſter gab mir einige bedeutende Winke.

Man iſt, ſchrieb ſie mir einſt in einem ihrer Briefe, im Ganzen mit dir höchſt unzufrieden. Die wenige Religion die du zeigſt, und hauptſächlich die Neuerungen, die du dereinſt in deinem Lande vornehmen willſt, und über welche du dich einſt in einem vertrauten Geſpräche gegen den Herzog erklärt haſt, haben den Vater ſehr gekränkt. Du weißt, wie ſtreng er an der alten Form hängt, weißt,

daß es ihm ſchmerzte, wenn man ſich nur etwas merken ließ, daß das Anſehn einer Kritik der Verfaſſung hatte, an der er mit Leib und Seele hängt. Und — noch lebt er — noch hat er die Kräfte eines Jünglings, will wirken und ſchaffen, und ſein eigner zwanzigjähriger Sohn äußert ſich ſchon an fremden Höfen, wie es nach ſeinem Tode werden ſoll. — Zwar kenne ich das ſüße Freundſchaftsband zwiſchen dir und dem Duka — ihr ſeyd ein Herz und eine Seele. Aber ihn und dich belauſchen unſichbare Ohren, beobachten unſichtbare Augen. Auch an unſerm Hofe hat ſich eine

abscheuliche Zionswächterey eingeschli-
chen, die wahrscheinlich mit dört —
in Verbindung steht.....

Ich erinnerte mich noch gar wohl jener vertraulich zärtlichen Stunde mit dem Duka, deren wir so manche gezählt hatten, wo wir über die Gebrechen unserer Verfassung sprachen und so schön über das Glück unserer Staaten schwärmten, das wir mit neuem Geist der Philophie und Humanität über sie verbreiten wollten. Wir wollten uns ein Volk erziehen durch Wohlthat und Liebe, das uns wie Väter lieben, nicht als Herren fürchten

ſollte — wir wollten Aufklärung, moraliſche Kultur und einen freyen, edeln Geiſt hervorrufen und ein glückliches Volk — nicht beherrſchen, nur ihm auf dem Wege des Glücks voran gehn und zur Vollkommenheit führen, ſchützen, vertheidigen, verſorgen, erziehen, wie gute Väter ihre Kinder. Ich wußte, daß wir uns unſre Pläne ganz in geheim und bey verſchloſſenen Thüren mitgetheilt hatten, daß niemand uns belauſcht haben konnte. Durch mich war nichts verrathen worden; und — wenn etwas ausgekommen war, ſo geſchah es durch den Duka.

Ich erinnerte mich ferner, daß damals, als wir über Volksglückſeligkeit mit einander ſchwärmten, als wir jene Pläne machten, die ich nun ſelbſt bey reiferer Einſicht — zum Theil in jene Region der ſüßen Träume verſetzen muß, die ſich nie verwirklichen laſſen, Auguſte noch blühte, daß es in den frühern Zeiten meiner Anweſenheit an dieſem Hofe geſchehen war, daß wenigſtens drey oder vier Jahre zwiſchen mir und jener Unterhaltung liegen müſſen. Damals ſtand ich mit meinem Hofe in dem beſten Vernehmen, die Spannung war neu.

Mir war nicht unbewußt, daß sich indessen die Gesinnungen des Duka — leider nicht zu seinem Vortheil in jenem Punkte geändert hatten, daß wir in der Folge ein Gespräch über denselben Gegenstand hatten, worin er, mir zum nicht geringen Erstaunen, geradezu das Gegentheil seiner frühern schönen Grundsätze behauptete — aber daß er der Fürst — an seinem fürstlichen Freunde zum Verräther werden, daß er zum gemeinen Klätscher herabsinken, einer Handlung fähig werden sollte, der sich der gemeine Unterthan schämen müßte, konnte ich mir ohnmöglich einbilden.

Mehr mußte hier verborgen liegen — und wer anders hatte ſich von jeher zwiſchen mich und ihn gedrängt als — jener täuſchende, fürchterliche Orden! die Verrätherey an meinem Hofe war offenbar neu, und konnte ſich nicht über zwey Monate hinaus datiren.

Seit ohngefähr einem halben Jahre hielt ſich ein Fremdling am Hofe des Herzogs auf. Er gab ſich für einen Grafen von Santa Vechia aus, zeigte verſchiedne Patente, gegen deren Aechtheit freylich manches eingewendet, und Certifikate von ver-

ſchiedenen Maurerlogen, gegen deren Gültigkeit nicht der mindeſte Zweifel erhoben werden konnte.

Er hielt ſich mit uns zum Orden der Aſiaten, durch die er an Hof berufen worden war, weil ſie ſich viel von ſeinen Wiſſenſchaften verſprochen hatten, auch täuſchte er unſere Erwartungen nicht, vielmehr zeigte er uns Dinge, gegen die aller Hokuspokus des Jeſuiten, ſo prächtig er übrigens war, dennoch gemeines Gaukelſpiel blieb. Ja einige Auftritte fielen gegen die des Grafen offenbar plump aus. Dieſes erregte eine ſon-

derbare — lächerliche — Eiferſucht zwiſchen dem Pater. Der Graf blieb ganz ruhig, und um keine Gelegenheit zum Anſtoß zu geben, experimentirte er eine Zeitlang gar nicht, und ließ die Brüder machen, was ſie wollten. Der philoſophiſche Geiſt, die ausgebreiteten Kenntniſſe in der Phyſik, kontraſtirten ſonderbar mit den magiſchen Experimenten, obwohl diese in Hinſicht der Feinheit ihrer Ausführung mit der Feinheit des Kopfes ihres Unternehmers in den ſchönſten Verhältniſſen ſtanden.

Ich hatte den Menſchen lieb ge-

wonnen, der entweder verſtand den Mantel nach dem Winde zu hängen, oder, den irgend eine ähnliche Abſicht, wie die meinige, unter jene Schwärmer geführt hatte.

Seine Grundſätze waren ganz die meinigen, und unſre Begriffe ſo ziemlich gegen einander ausgeglichen. Wir waren einander näher gerükt, und endlich vertraute Freunde geworden. Wir machten einſame Spatziergänge mit einander, tauſchten unſre philoſophiſchen Ideen gegen einander aus, und ſo kam ich denn auf die Frage, der ich mich kaum länger enthalten

konnte: Ob er ſeine Experimente im Ernſt dem Einfluß der Magie zuſchreibe?

Allerdings! erwiederte er, wenn Sie unter Magie eine größere Einſicht in den Zuſammenhang natürlicher Dinge verſtehen, als gewöhnliche Menſchen beſitzen. — Der Kenntnißloſe ſtaunt jene ſonderbaren Wirkungen der angewandten Naturlehre an, der Naturkundige erklärt ſich ihre Urſache.

Nun, ſo möcht' ich doch wohl wiſſen, fuhr ich fort, was einen phi-

losophischen Kopf, wie Sie, in jene Versammlung führen konnte?

Statt aller Antwort, sagte er, will ich Ihnen nur die Frage zurückgeben . . . .

Aehnliches schließt sich an Aehnliches. Aehnliches wirkt auf Aehnliches . . .

Ich hatte seit dieser Unterhaltung eine Schwermuth an ihm bemerkt, die er mit der größten Mühe vergebens zu unterdrücken suchte. Ein innerer Kampf zwischen Freundschaft

und Verrätherey schien seine Seele zu ängstigen.

Durch einen Zufall erfuhr ich, daß er verheirathet sey. Wir hatten von der Residenz nur ungefähr drey Stunden nach dem Grenzorte einer fremden Herrschaft. Sobald wir inniger mit einander vertraut waren, reisten wir fast alle Woche ein-, auch zweymal dahin. Er hatte sich dort ein artiges Landhäuschen gemiethet, um, wie er im Orden vorgab, einige größere magische Experimente vorzunehmen.

Allein ich fand in der Folge, daß hier der ſtille Aufenthalt ſeiner liebenswürdigen Gattin ſey. Ich ſah ſie zweymal, und erkannte auf den erſten Blick in ihr jene Nonne, in die ſich der Herzog verliebt, und deren Verſchwinden ihn zum Schwärmer gemacht hatte. —

Mein Erſtaunen konnte ich unmöglich verbergen. Es entging dem Grafen nicht. Er nahm mich bey der Hand, drückte ſie mit Heftigkeit, und ſagte:

Herzog! ich hielt Sie für meinen

Freund, für einen edeln Mann! unſre Herzen verſtanden ſich, ſonſt hätte ich Sie nicht in dieſes Heiligthum geführt. Ich ſehe, Sie kennen dieſe ehemalige Nonne. Sie wiſſen, daß der Herzog böſe Abſichten mit ihr vorhatte, daß er .... doch — durch ein glückliches Blendwerk ward ſie ſeiner Leidenſchaft entriſſen ..... Wer ſie eigentlich iſt? wie ſie ins Kloſter kam? ihre Verhältniſſe mit dem Duka ſelbſt ſollen Sie zu ſeiner Zeit erfahren, wenn gewiſſe Umſtände die Schleyer enthüllen. Hier in dieſem Heiligthume, zwiſchen dieſen Wänden hatte ich die Theure ver-

borgen. Sie ſollen unſer Hausfreund ſeyn — und wenn ich nicht mehr bin, ſo nehmen Sie ſich ihrer an. Das letzte ſagte er mit ſolch einem bedeutungsvollen Tone, der meine Seele tief erſchütterte. Die Gräfin konnte nicht älter ſeyn, als höchſtens neunzehn Jahre. Denn als der Herzog im verwichenen Jahre noch um ſie ſchwärmte, hatte er mir wiederholt erzählt: ſie iſt achtzehn Jahre alt, und man hat ſie im vierzehnten Jahre ins Kloſter geſperrt.

Ihr blühendes, jugendliches, faſt noch kindiſches Anſehen beſtätigte die-

ses. Ihr Betragen war so liebevoll, so schön, so edel, so bezaubernd, wie sich kaum eine Fürstentochter benehmen kann. Ich gestehe es gern: Sonderbar hatte dieses reizende Wesen mich ergriffen. In diesem Augenblicke geschah es zum erstenmale, daß ich zagend über das himmlische Geschöpf, das vor mir stand, mit aller Anmuth der Jugend und Schönheit vergessen konnte.

Wohl hatte ich sie als Nonne im Kloster gesehen, aber ihr theils nur flüchtige Blicke widmen können, theils hatte die alberne Nonnentracht ihre

ſchönſten Züge bedeckt. Hah! der Herzog hat gut gewählt, rief's in meiner Seele, Ida verdient's, einem Fürſten die Huldigungen der Liebe .... Nein! ruft die Stimme meines Gefühls: in ſeiner Wahl des Kirchenraubs und des Laſters ſchändlicher Frevel — dieſes ſchöne, dieſes vortreffliche Geſchöpf zu ſeiner Buhlerin erniedrigen zu wollen, denn zur Fürſtin konnte er ſie nicht erheben. —

Seit jenem Augenblicke ſah ich nichts mehr als die Vortreffliche. Eine Leidenſchaft nahm Platz in mei-

ner Seele, die jene für Auguſten unendlich übertraf. — Ich fühlte mich von neuem mit der Liebe Zauberfeſſeln umfangen, die um ſo ſchmerzlicher drückten, da das Gefühl gegen die Gattin des Freundes Verbrechen war.

Keine Woche verging, wo wir nicht zu jenem Landhauſe gepilgert wären, und die übrigen Tage, ohne ſie, ſchlichen langſam wie traurige Schatten meiner Seele vorüber.

Einſt, an einem herrlichen Frühlingsmorgen, erſchien der Graf in meinem Zimmer.

Wie gefällt Ihnen der Morgen?

Er iſt einladend.

So wollen wir ihn genießen, und den Tag auf dem einſamen Hauſe bey Ida zubringen.

Wir machten uns auf den Weg. Der Morgen war heiter. Die Sonne ſchien warm. Die gefiederten Sänger des Hains gaben ihr Morgenkonzert, die ganze erwachende Natur war ein feyernder Jubelpſalm. Wir hatten uns von mancherley intereſſanten Dingen unterhalten, und das Geſpräch war, wie gewöhnlich,

auch auf jene myſtiſche Verbindung gekommen. Er ſprach davon, wie man von und in einer Verbindung ſpricht, deren Unwerth zu deutlich am Tage liegt, als daß man ſich gegen den Freund länger verbergen ſollte.

Lieber Freund! ſagte er, ſo lange die Fürſten nicht alle Orden und geheimen Verbindungen aus ihren Staaten verbannen, ſo lange iſt für Europas Ruhe ſowohl als für die Freyheit ſeiner Bewohner wenig zu hoffen.

Das war etwas ſtark und beſtimmt.

Das muß es auch ſeyn. Ueberhaupt, was nicht beſtimmt und ſtark geſagt und behauptet werden kann, ſollte gar nicht geſagt und behauptet werden. Sie ſelbſt, Prinz, werden das fühlen und ich ſage keinem Staatsmanne eine Neuigkeit, wenn ich ihm den alten Satz ins Gedächtniß rufe, jeder Staat, der ſich im Staate bildet, wird dem Staate, in dem er ſich bildet, zum Verderben. Sey es nun im Ganzen

oder auch nur in Hinsicht seiner Mitglieder.

Es kann seyn, daß eine Ordensverbindung viel Gutes habe. Ich läugne auch gar nicht, daß einzelne Werke der Wohlthätigkeit unter seiner Pflege gedeihen. Aber im Allgemeinen wird durch solche Verbindungen ein Kastengeist befördert, der dem Staate, und den verschiedenen Verhältnissen seiner Unterthanen schädlich wird. Der Orden ist desto gefährlicher, je geheimnißvoller er ist.

Der Staat muß seine Bürger

kennen. Warum wollen ſie ſich in ſolchen Verbindungen vor ihm verkriechen? Jeder fähige Kopf, wenn er ſeine Talente ausbildet, hat Anſpruch auf Verſorgung im Dienſte des Vaterlandes. Nun laſſen Sie eine Ordensverbindung im Staate ſeyn, die, wie gewöhnlich ihre Glieder befördert. Der Dummkopf wird ſeine zehn Louisd'ore nicht beſſer anwenden können, als wenn er ſich in eine ſolche Verbindung aufnehmen läßt. Seine Rezeptionsgebühren werden ihm zum ſichern Kapitel, das er nicht beſſer auf Zinſen legen konnte. Laſſen Sie einen verdienſtvollen jungen Mann,

der aber nicht im Orden iſt, um eine Bedienung anhalten. Was gilts, der Ordensbruder wird befördert, und der verdienſtvolle Mann ohne Ordensverbindung hat das Nachſehen, und kann von Glück ſagen, wenn er nur nicht noch verfolgt wird. Sie befördern nur ihre Mitglieder und die ſie wollen, andre ſtehen ihrer Verfolgung bloß. Und iſt das nicht ſchon Staatsverbrechen, oder mich richtiger auszudrücken, Sünde des Staates gegen den Staat, eine Verbindung dulden, die das Schickſal ſeiner Unterthanen ungleich macht,

und ſeine Geſetze ſelbſt in ihren Wirkungen hindert. — ?

Aber die Geiſtlichen Orden?

Ganz daſſelbe, zumal die Bettelmönche. Man hat wohl Beyſpiele, daß ſie eine Art Vehm- und Ketzergerichte bilden, heimliche Rache ausüben, gewiſſe Perſonen, die ſie ſich wegen ihres Verſtandes gefährlich glauben, belauern laſſen, geheime Akten über die Staatsbürger führen, auch wohl, wie das auch bey

den Illuminaten Mode war, Originalſchriften von ihnen ſammeln, und Briefe ſtehlen laſſen.

Wozu braucht man Orden? Gebt jeder Gemeinde ihren Seelſorger, dieſem auch wohl einen oder zwey Gehülfen, ſo wird die Religion immer erhalten werden, und der hierarchiſche Druck verſchwinden . . . Doch ich fühle mich zu warm . . . Laſſen Sie uns abbrechen . . .

Sie ſcheinen von dem, was Sie ſagen, ſo vollkommen überzeugt . . . .

Wie ein Unglücklicher, der aus trauriger Erfahrung ſpricht.

Aber der Orden der Maurer? —

Dieſe erhabene Verbindung nehme ich in gewiſſen Staaten aus, ich meyne in ſolchen, wo er nicht geheim iſt, wie im Preußiſchen, Engliſchen, und Dännemark. Denn ſagen Sie ſelbſt, wer kann ſich für eine Winkelloge verbürgen? —

Sie haben Recht...

Wir waren unter dieſen und ähn-

lichen Gesprächen wohl ungefähr eine Meile mit einander gewandelt, als ich zum Himmel aufblickte, und schwarze Wolken bemerkte, die sich immer mehr vor die Sonne zogen, und auf den Mittag gewitter drohten.

Aber, bemerken Sie wohl, fuhr ich zu meinem Freunde fort, daß wir uns in der Witterung getäuscht haben? —

Lieber Gott! worinn täuscht sich der Mensch nicht mit seinem beschränkten Blicke?

In der Reſidenz hatten wir den freyen Horizont nicht. Eben darum, erwiederte mein Freund, ſieht man in der Reſidenz auch weit weniger, als an jedem andern freyen Standpunkte. — Doch laſſen Sie das. Ich denke wir erreichen unſer Ziel, ehe das Ungewitter ſich entladet. —

Aber kaum die Hälfte des Weges iſt zurückgelegt. Wie wenn uns das Ungewitter noch vor der Wohnung Ihrer lieben Frau erreichte?

Und mich vielleicht erſchlüg, ſetzte er lächelnd hinzu. Je nun das Bild

des menſchlichen Lebens, auf dem Tod und Unglück dem Wandrer da am öfterſten begegnet, wo er es am wenigſten vermuthet. Wer unterm Monde kann ſeinem Schickſale entgehen? wir leben in der Hand eines unerforſchlichen Schickſals ..... wir können den Ausgang aus unſrer Wohnung wohl beſtimmen, aber den Rückgang — wiſſen wir nicht.

Würde es Ihnen wohl gleichgültig ſeyn, wenn Sie jetzt ſterben müßten?

Warum nicht? könnte ichs ändern?

Sterben iſt überhaupt ein ſolcher Zufall, der über alle Beurtheilung des Menſchen erhaben iſt.

Aber Ihre liebe Frau? Ihre Hoffnung?....

Das, muß ich bekennen, könnte mir den Abſchied ſchwer machen, wenn er nicht unverhofft käm. . . Indeſſen Gott wird auch für die Arme ſorgen, und Sie würden ſie wohl auch nicht verlaſſen.

Dieſes letztere ſagte er mit einer

Beziehung, daß es mir durchs Innerſte meiner Seele drang; oder faßte es meine Seele bloß darum ſo auf, weil ich mir der verbrecheriſchen Neigung bewußt war, die ich tief in meinem Buſen verborgen hielt, und die er vielleicht nicht ahnete? —

Er lenkte ab, und das Geſpräch drehte ſich um andre Gegenſtände.

Indeſſen war es immer trüber und trüber geworden. Die Sonne hatte ſich gänzlich verhüllt. Die Hitze war drückend. Die Vögel ver-

ſtummten, kurz alles verkündigte den herannahenden Sturm.

Wir waren indeß ein gutes Stück Weges vorgedrungen, und hatten noch ein kleines Stündchen bis zum Hauſe, als das Gewitter mit einemmale in ſeiner ſchrecklichſten Wirkung ſich über unſern Häuptern verſammelt hatte, und ſich in ſchrecklichen Donnerſchlägen zu entladen begann.

Bis zu jenem Landhauſe war kein Zufluchtsort, zum Glück fiel kein Regen, und wir verdoppelten unſre Schritte — als mit einemmale —

mit Entsetzen schreibe ich es ni
sich die Gewitterwolke, welche
unserm Haupte schwebte, mit en
lichem Krachen entladete, ein F
strom herabfuhr, und meinen Fr
an meiner Seite zerschmetterte.
selbst ward durch die Gewalt
Elektricität auf die Seite gesc
dert, und blieb einige Momente
wußtlos . . . .

Sobald ich mich von der ersch
lichen Betäubung erholt hatte,
meine erste Sorge, nach mei
Freunde zu sehen. Er war v
vernichtet. Todt — ohne Spu

ner Hoffnung des wiederkehrenden Lebens, über den ganzen Leib mit der Bläue des Schlags überzogen.

Mir blieb nichts zu thun übrig, als mich seiner Uhr, seiner Börse, Ringe, Schreibtafel und der Papiere, die er sonst noch bey sich hatte, zu bemächtigen, weil ich doch nicht wissen konnte, ob Ordensbriefe dabey waren? und ob der Körper bis zu seiner Wegschaffung bestohlen werden konnte.

Beflügelten Schrittes eilte ich jetzt fort nach Ida's Wohnung. Ich

fand ſie auf ihrem Sofa, in Thränen ſchwimmend.

Ach Gott! rief ſie mir entgegen, Sie kommen allein, ohne ihn, und in dieſem Wetter? ſo iſt es wahr? — ach Gott ſo iſt es wahr? —

Was denn? Ja! was meynen Sie denn, das wohl ſeyn ſoll? fragte ich nicht ohne neue Beſtürzung.

Ach Gott! Sie wollen mich vorbereiten. Gewiß iſt meine Ahnung eingetroffen.

Und welche?

Mein Mann hatte mir verſpro-
chen, mich heute in Ihrer Geſell-
ſchaft zu beſuchen. Ich habe Sie
beide erwartet. Bey dem ſchreckli-
chen Gewitter ward mir ſo bang!
Ach Gott! dachte ich, wenn ſie nur
nicht ausgegangen ſind, oder, wenn
ſie nur wohlbehalten herauskommen?
— Da geſchah der ſchreckliche Schlag.
Ach in demſelben Augenblicke dachte
ich — jetzt wird dein Mann erſchla-
gen, und der Gedanke war ſo feſt
vor meine Seele gewurzelt, daß ich
mich mit allen Troſtgründen nicht

von ihm loszuringen vermochte. Nun kommen Sie allein . . . reden Sie . . .

Nun wohl! nahm ich das Wort, finde ich Sie so vorbereitet, so wär jede Zögerung von meiner Seite lächerlich. Ja, es ist denn so — an meiner Seite hat der Blitz ihn getödtet.

Sobald sie sich vom ersten Entsetzen erholt hatte, erzählte ich ihr alles, gab ihr die Ringe, Uhr, Geld und was ich ihm von Werthe abgenommen hatte, und eilte Anstalt zu

machen, den todten Körper ins Haus bringen zu laſſen. Die Schreibtafel hatte ich, aus einem Zuge geheimer Ahnung, zurückbehalten.

Der Regen fiel häufig, aber demungeachtet eilte ich mit Leuten und einem Wagen hinaus, und ſchafften den todten Körper herein. Ida überließ ſich ganz ihrem Schmerze bey der Leiche, und ich eilte ins Nebenzimmer, mich umzukleiden. Ich verſchloß mich und konnte den Moment kaum erwarten, wo ich durch die Brieftaſche die längſterſehnten Aufklärungen über meinen Freund erhal-

ten werde. Sobald ich mich ohne Zeugen wußte, zog ich die Briefstasche hervor. Ach mit Entsetzen sah ich dem fürchterlich hellen Tage entgegen, der für mich aus dieser Briefstasche emporstieg.

VII.

Entsetzen.

Das hätte ich nimmermehr unter diesem gesucht! Kaum konnte ich mich von meinem Entsetzen erholen, kaum konnte ich mich fassen. Mich selbst fand ich in den Papieren der Briefstasche aufs schändlichste verrathen; die schändlichen Plane des Ordens lagen vor mir aufgedeckt.

„Er iſt unſer" hieß es unter an-
dern in einem der Berichte, wo
ich ſo genau geſchildert war, wie kein
Steckbrief einen Menſchen abmalen
kann „aber wir können noch nicht
ganz auf ihn rechnen, denn er traut
dem Orden noch immer zu wenig.
Doch ſind wir gegen ihn vorgerückt.
Am Hofe ſeines Vaters iſt er ſchon
ſo geſchildert, daß ſein Vater, die
Stände, und das ganze Land ge-
gen ihn als einen Neuerer, als einen
Ketzer und Despoten eingenommen
iſt, alle ſeine Neuerungsplane müſſen
ſcheitern. Das Verhältniß der bei-
den Höfe iſt glücklich getrennt. Sein

Liebes-Bündniß mit der Prinzeſſin Auguſte iſt zerriſſen. Man hat dieſe unnütze Schwärmerin in das Eliſium ſpedirt, wohin ſie ſich vermuthlich beſſer ſchicken mag, als an einen Hof, der ihrer nicht bedarf, und dem ſie durch ihre Liebſchaft und eine zu hoffende Verbindung mit dem Prinzen auf jeden Fall nachtheilig werden mußte. Der Herzog iſt nichts als unſere Maſchine, die wir nach Gefallen an unſerm Gängelbande lenken wie wir wollen, und der ſich mit myſtiſchen Tändeleyen beſchäftigt, und da Weisheit ſucht, wo ſie am wenigſten zu finden iſt. Der Prinz läßt ſich durch Spiele-

reyen nicht fangen. Er iſt ſchon zu weit überlegen, und blickt zu hell in die Karten. Die Liebe feſſelte ihn an dieſen Hof, an welchem wir ihn ſo lange erhalten müſſen, bis wir unſern Zweck mit beiden Häuſern völlig erreicht haben. Er ſcheint Ekel und Langeweile zu empfinden. Ein neues Spielhöllchen muß ihm vorgeworfen, ſeine Leidenſchaft in die Thätigkeit geſetzt werden. Denn, nur Leidenſchaft der Liebe vermag den Flüchtling zu feſſeln. Du magſt dich ſträuben wie du willſt, deine Frau muß ihn feſſeln, wie ſie einſt den Prinzen im Kloſter zum Schwärmer machen half,

und um die er noch seufzt, ohne zu ahnen, wie nahe sie ihm lebt. Es hilft nichts — Leidenschaft muß bey dem Prinzen erregt werden. Deine Gattin mag sagen, was sie will, sie muß ins Spiel willigen, sonst verrathen wir sie dem Prinzen, und du verlierst sie auf ewig.

Der Prinz muß mit unübersteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ehe er nur den Genuß deiner Gattin ahnen kann, und dann, wenn seine Leidenschaft in voller Glut aufs lodert, dann benutze den Augenblick . . . . —

Briefe von dieſer Art fand ich über zwanzig, alle auf chineſiſch Papier und in Chiffreſchrift eines höheren Ordens-Grades geſchrieben, welche man mir bis jetzt noch nicht mitgetheilt hatte, die ich aber, vermöge meiner früher erlernten Dechiffrirkunſt alle leicht enthüllen konnte. Sorgfältig verſchloß ich die Briefe wieder in ihre Taſche, ſteckte ſie zu mir, und ſuchte mich ſo viel als möglich zu faſſen, um noch zur Zeit keine Blößen zu geben.

Ich ging zurück in Ida's Zimmer. Ich fand ihre Augen ver-

weint, ſie ſelbſt aber wider vermuthen ruhig.

Sobald ich eintrat, kam ſie mir entgegen.

Lieber Freund! ſagte ſie, längſt ſchon harrte ich Ihrer. Wollen Sie mir in ein andres Zimmer folgen?

Sie faßte mich bey der Hand. Ich folgte maſchinenmäßig.

Sie führte mich durch ihr Schlafzimmer zu einer geheimen Tapetenthüre, welche künſtlich verſteckt war,

und durch einen Druck mit dem Fuße geſprengt werden konnte. Sie deckte eine geheime Treppe, welche ins Dachgeſchoß führte. Noch eine Thüre öffnete ſie und wir ſtanden in einem kleinen Zimmer, worinn allerhand phyſikaliſcher Apparat theils aufgeſtellt, theils unordentlich am Boden umherlag. Kiſten mit Büchern und Briefen, und Manuſkripten, ſtanden gleichfalls umher.

Sorgfältig ſchloß ſie die Thüre hinter uns ab, führte mich zu einem kleinen Sofa, und nahm an meiner Seite Platz.

Prinz! redete ſie mich an, das Schickſal hat mir heute meinen geliebten Mann entriſſen, und Ihnen einen Freund, der es war, ſo ſehr er konnte, und der manchmal zwiſchen Freundſchaftspflicht und Ordensdespotie die fürchterlichſten Kämpfe zu beſtehen hatte. Sie ſehen, daß ich nicht ſo traurig bin, als eine Wittwe nach dem Verluſte eines Mannes, und zumal eines ſolchen Mannes, ſeyn ſollte. Allein ich muß mich freuen und der Vorſicht danken, die mit einemmale einen Knoten zerhauen hat, der ſich fürchterlich für Sie, den Herzog, mich und den Verſtorbenen gelöſt ha-

ben würde. Mit ſeinem Tode iſt das Spiel vereitelt, das man mit Ihnen und mir noch vorhatte! Wie dank ich der Vorſehung, die alles zum Beſten anwendete und jene Bubenplä ne vereitelte. Opfer mußten fal len — Sie, der Herzog, Ihr Vater, Ihre Mutter, Ich, und Prinzeſſin Auguſte iſt leider ſchon gefallen. — Aber es iſt beſſer, daß mein unglückli cher Gemahl allein Auguſten begleitete, als daß Sie alle dem Schlachtopfer folgten, wohin Sie jene Rotte fehden wollte. Er hat ſchwer gekämpft; Gottlob er iſt vorüber! er hat des Lebens härteſten Strauß beſtanden.

Wie oft hat er geſchwankt, wie oft war er im Begriff, Ihnen alles zu entdecken. Aber die Furcht vor Ihrer Hitze hielt ihn zurück. Jetzt iſt er todt und ſeine Schuld gebüßt, durch des Schickſals ſchreckliches Gericht.

Sie waren ſein Freund! Sie gelobten mir und ihm ſich meiner anzunehmen. Halten Sie Wort. — Der Gehalt dieſes Zimmers ſey Ihr Lohn. Hier in dieſen Kiſten liegt das Hauptarchiv des Ordens. Hier liegen Bosheiten und Geburten der Mitternacht verborgen, auf die Belial ſelbſt nicht gekommen wär. Der

Orden iſt in Ihrer Hand. Sie kön-
nen den unglücklichen Herzog entlarven
und ihn und Ihr Haus retten. Neh-
men Sie ſchnell das ganze Archiv unter
Siegel und laſſen es fortſchaffen. Ich
begebe mich in Ihren Schutz, den
Sie mir gewiß nicht verſagen wer-
den, da ich Ihnen Geheimniſſe zu
enthüllen habe, die für uns alle von
größter Wichtigkeit ſeyn müſſen.

Ich war überraſcht von dem unver-
wartet edeln Zuge des liebenswürdig-
ſten Weibes. Schloß ſie voll Rüh-
rung in meine Arme, verſicherte ſie
meiner Achtung und Liebe, und ſagte

ihr, daß mich die Briefta[sche] ihres Mannes bereits auf eine fürchterliche Spur gebracht habe. Sie verſprach mir noch mehrere Aufſchlüſſe, bat aber vor jetzt nur zu eilen, daß alles in Sicherheit komme.

Die Beſorgniß der Leiche ihres Mannes wurde den Hausgenoſſen überlaſſen. Wir packten das Archiv zuſammen, und ich fertigte einen Boten nach der Stadt ab, der ſogleich meinen Haushofmeiſter von meiner Abreiſe unterrichten ſollte. In einem Briefe, den er dem Herzog eigenhändig zuſtellen ſollte, ſagte ich

dieſem, daß er ſogleich das Zimmer und die Papiere des Grafen, welcher ſo eben geſtorben ſey, unter Siegel nehmen und ſelbſt unterſuchten möchte, ohne einen Ordensbruder dazu zu nehmen.

Der Bote konnte nicht eher, als ſpät in der Nacht, oder am andern Morgen erſt ankommen, da wir ihn nicht eher abſchickten, bis wir ſelbſt das Landhaus verließen.

Nach ununterbrochener Reiſe von vier Tagen und eben ſo viel Nächten

kamen wir Nachts auf einem unſrer Landgüter an.

Meine erſte Sorge war, ſogleich die Ordensdokumente in Sicherheit zu bringen, und dann nach der Reſidenz zu eilen, um meinem Vater von der wichtigen Entdeckung Nachricht zu geben. Dieſe, hoffte ich, würde ihn mit mir verſöhnen und auf andere Gedanken über gewiſſe Menſchen bringen, die ihn umlagert hielten, und wahrſcheinlichſt mit jenem Orden in Verbindung ſtanden. Alles dieſes mußte ſchnell geſchehen, da ich nicht wiſſen konnte, welche Maaßregeln die Or-

densbrüder gegen mich nehmen würden, wenn sie mit meiner und Idas schnellen Abreise, mit dem Verschwinden des Archivs vielleicht den Schlag ahneten, der sie über kurz oder lang treffen müßte, und den sie, dem allgemeinen Untergange auszubeugen, sey es auch durch welche Mittel, von sich abwenden mußten.

VIII.

Erfüllte Ahnungen.

Man war mir von Seiten des Ordens am Hofe meiner Eltern wirklich zuvorgekommen, hatte eine Menge verläumdungen von mir auszuſtreuen geſucht. Die erſte Audienz bei meinem Vater vernichtete ſie alle.

Im Verlauf meiner Berichte, die ich zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen

mit Ordenspapieren belegte, kam er wie von ungefähr auf die Frage, die aber lange auf seiner Seele geschwebt hatte: wer das Mädchen oder die räthsalhafte junge Dame sey, die ich auf meinem Schlosse verborgen halte? Man habe ihn viel Böses von ihr erzählt.

Ich will, nahm ich das Wort mit der Freymüthigkeit eines Mannes, der sich nichts übeln bewußt ist, sie weder vertheidigen noch beschuldigen. Aber das weiß ich, das kann ich auf Fürstenehre behaupten — sie ist eines der schönsten weibli-

chen Geſchöpfe, die ich jemals ſah, und eben durch den edeln Zug, mit dem ſie mir die geheimen Papiere auslieferte, die Retterin unſeres Hauſes. Sie kennen nun den fürchterlichen Inhalt jener Briefe, ſie enthüllen die Abſichten einer Rotte, die Sie gleich dem Herzoge von — fürchterlich umgiebt — entſcheiden Sie nun ſelbſt, in wie weit ich einer Perſon verpflichtet bin, wie Ida —.

Sie war Nonne . . . .

Ich kann über ihre Geſchichte nichts beſtimmtes ſagen. Noch kenne ich ſie ſelbſt zu wenig.

Mein Vater äußerte den Wunſch, ſie perſönlich kennen zu lernen.

Sie iſt in der Reſidenz, und mir nachgefolgt aus Furcht, in meiner Abweſenheit auf jenem Landſitze durch Veranſtaltung der Ordensbrüder, die gewiß alles aufbieten werden, ſich an ihr zu rächen, ſie in ihren Beſitz zu bekommen, geraubt, oder mißhandelt zu werden.

Ich eilte zu ihr, und brachte ſie ins Zimmer meines Vaters. Sie war tief verſchleyert. Ich fand auch meine Mutter gegenwärtig. Die Neu-

gier nach der Fremden, von deren Schönheit man ſehr viel geſprochen, hatte ſie ins Zimmer herüber gelockt.

Eine ſonderbare Kataſtrophe bereitete ſich hier, die keines von uns erwartet hätte.

Eine Neigung, die meine Mutter nicht verbergen konnte, als ſie ins Zimmer trat, war mir nicht entgangen.

Näher Liebe! ſagte ſie, und wies ihr einen Platz neben ſich auf dem Sofa an.

Sie sind also die Unglückliche Wittwe des Grafen, redete sie meine Mutter an, als Ida ihren Schleyer zurück schlug und das Engelsgesichtchen zeigte, vom Schmerz verschönt. Sie bejahte die Frage mit einiger Verlegenheit.

Meinem Vater sowohl, als der Mutter fielen ihre Züge auf.

Wie alt sind Sie? nahm meine Mutter die Frage.

Neunzehn Jahre.

Sie waren auch Nonne?

Ja man hat mich in ein Kloſter geſteckt, und dieſen Winter entführt. . . .

Sie ſind nicht aus eignem Antriebe aus dem Kloſter gegangen?

Nein — leider war ich nur das unglückliche Spielzeug einer Menſchenrotte, die ich zu ſpät kennen lernte, um meinem Unglück zu entgehen.

Ihre Eltern konnten Sie nicht ſchützen?

Ich kenne meine Eltern nicht.

Alles was ich von meiner Abkunft weiß, iſt nur dieſes wenige. Durch Treuloſigkeit meiner Wärterin hat man mich als zweyjähriges Kind meinem Vaterhauſe entriſſen. Wahrſcheinlich ſtamme ich von hoher Geburt. Dieſes beweiſt eine goldne Ordensinſignie, die man mir nebſt den Windeln gelaſſen hatte, und die mir auch die Nonnen, bei meiner Entweichung aus dem Kloſter wieder zuſtellten. Man gab mich als Kind in jenes Kloſter, wo mich in der Folge der Herzog entdeckte, und eine unglückliche Leidenſchaft zu mir faßte. Dort wurde ich bis in mein zwölftes

Jahr erzogen, und niemand in der Welt ſchien ſich um mich zu bekümmern, als hie und da ein Jeſuit, in dem ich in der Folge daſſelbe furchbare Ober⸗haupt jenes myſtiſchen Ordens wieder erkannt habe, der immer angelegent⸗lich nach mir fragte. Ich bezeigte, weil ich nichts beſſeres kannte, als was mich in jenen heiligen Mauern umgab, Neigung zum Kloſterſtande. Der Jeſuit ſchien dawider zu ſeyn, als ich aber zu ſehr darauf beſtand, willigte er ein, doch nur ſo, daß ich erſt in meinem funfzehnten Jahre eingekleidet werden, und im ſechzehn⸗ten das Gelübd einſtweilen nur auf

drey Jahre ablegen ſollte. Ich mußte und konnte mit dieſer Bedingung zufrieden ſeyn, und lebte harmlos bis zur Zeit meiner Einkleidung. Leidenſchaft war nicht in meinem Herzen, und ich konnte dem Himmel eine reine Seele weihen. Die Kloſterſchweſtern liebten mich und ich galt als Muſter der Reinheit, und Gottesfurcht. Ruhig war ein Jahr vorüber gegangen, als plötzlich ein entſcheidender Augenblick alle ſchönen Hoffnungen für die Zukunft zertrümmerte.

Man giebt im Kloſter jeder jungen

Nonne eine Verrichtung, ein Amt. Den jüngſten gewöhnlich das beſchwerlichſte.

Mir hatte man die Beſorgung der Sakriſtey übertragen, hier hatte ich die Kirchenwäſche zu beſorgen, an jedem Morgen die Meßgewänder aufzulegen, die gebraucht werden ſollten; die Altäre zu verzieren, und was ſonſt noch zur Kirche gehört. Die Geiſtlichen, welche zum Meſſeleſen früh in die Sakriſtey kommen, fanden mich artig, betrugen ſich äuſſerſt höflich gegen mich, ſagten mir auch wohl kleine Schmeicheleyen, das

alles ging ſtill an meinem Herzen vorüber.

Allein an einem Abend, es war eben das Feſt Marien Heimſuchung geweſen, als ich den Altarputz nach der Komplet wieder abnahm, und ich mich mit den Dekorationen des Feſtes, welche alle wieder an ihren Platz in Verwahrung geſtellt werden mußten, beſchäftigte, wurde unvermuthet die Kirche von außen geöfnet. Ich wollte fortlaufen ins Innere des Kloſters, allein meine Pflicht erfoderte zu bleiben.

Der Herzog an der Seite des Exjeſuiten trat herein. Letzterer machte ihn auf die ſchönen Gemälde der Kirche und ihre ſonſtigen Merkwürdigkeiten aufmerkſam. Mich ſchien er nicht zu bemerken — Jetzt weiß ich freylich beſtimmt, daß er den Herzog abſichtlich wegen mir in die Kirche führte.

Die Blicke des Herzogs wurzelten auf mir. Ich muß geſtehen, der Anblick dieſes ſchönen jungen Mannes machte einen Eindruck auf mich, wie ich vorher noch keinen ähnlichen kannte, Fieberhitze, und Fieberfroſt liefen

wechſelnd durch meine Adern. Ich fühlte, daß mein Geſicht glühte.

Jetzt ſah ich, daß der Herzog den Jeſuiten um mich befragte, daß die Unterhaltung der beyden meine Perſon betraf. Nicht lange, ſo kamen ſie auf mich zu. Der Jeſuit redete mich an. So fleißig Schweſter Ida? Ich dankte ſeiner Anrede, und ſchnell miſchte ſich der Herzog in die Unterhaltung.

Er ſagte mir eine Menge Schmeicheleyen, die mein junges Herz, an dergleichen, und aus dem Munde

eines ſo ſchönen Jünglings noch nicht gewöhnt, in nicht geringe Bewegung ſetzten. Erlaſſen Sie mir die Schilderung jener Erſtlingsgefühle.

Seitdem beſuchte mich der Herzog alle Nachmittage auf meiner Zelle, was ſonſt den Regeln unſres Ordens, und der Obſervanz eines jeden Nonnenkloſters zuwider iſt. Aber er war Herzog, war Landesherr, und beſchenkte die Nonnen reichlich. Ich ſah ihn gern. Er lehrte mich die ſüßen Gefühle der Liebe kennen, und ſchwärmte mit mir im ſüßeſten, erhabenſten Platonismus. Die Oberin,

ſtatt mich zu warnen, lehrte mich die Kunſt, ſein Herz zu feſſeln — die ich verabſcheuete, und — dank ſey es der Vorſehung! nie benutzt habe. Der Herzog war mir jetzt ſo warm mit Liebe zugethan, daß er nicht mehr von mir laſſen konnte. Auch ich konnte nicht mehr leben ohne ihn. Er ſchrieb Gedichte, ſang Lieder der Liebe, und reizte jetzt durch ſchlüpfrige Lektüre meine Sinnlichkeit. Meine Lage im Kloſter war einzig. In der heiligſten Freyſtatt der Verführung am leichteſten ausgeſetzt, und von meinen Mitſchweſtern nicht verachtet, vielmehr beneidet und ver-

ehrt — aber von meinem Gewiſſen über das Betragen der Nonnen und mein eigenes mit Vorwürfen gemartert — dann von der Liebe und Leidenſchaft mit einer Ueberredungskunſt entſchuldigt, gegen die das Gewiſſen mit alle ſeinen Ermahnungen im tiefſten Schlaf verſank. So wiegte ich mich in den ſüßeſten Träumen, als einſt in der Nacht meine Zelle geöfnet wurde, die Oberin hereintrat, mir befahl, mich anzukleiden, und meinen Koffer zu packen. Ein Donnerſchlag für mein Herz. Allein ich konnte meine Riegel und mußte gehorchen. Bis gegen Morgen war alles

in Ordnung. Dann führte man mich zu einem Reisewagen, worin der Exjesuit saß, der mich noch vor Sonnenaufgang aus der Stadt und in ein andres Kloster brachte, wo ich in strenge Obhut genommen wurde. In der Folge habe ich die Ursache meines Verschwindens erfahren. Ich habe erfahren, daß man mich in jenem Kloster für todt ausgegeben und eine Puppe statt meiner begraben hat — denn in der Folge mußte ich in den Versammlungen des Ordens, wo Geister beschworen wurden, dem Herzoge als Geist erscheinen, um ihn in seiner schwärmerischen Spannung zu un-

terhalten. Das Herz blutete mir, wenn ich ſolche Gaukeleyen machen mußte, aber der fürchterliche Jeſuit mit ſeiner eben ſo ſchrecklichen Rotte zwang mich mit den fürchterlichſten Drohungen.

Erlaſſen Sie mir wenigſtens jetzt — eine detaillirte Schilderung von meiner traurigſten Lebensperiode. Die Ordenspapiere enthalten alles. Dort werden Sie ſo manches Ungewöhnliche finden und mir gewiß das innigſte Mitleid nicht verſagen.

Der Graf, eines der thätigſten

Ordensglieder ward durch meine Leiden gerührt. Er liebte mich. Meine Leidenschaft war erregt, er versprach mir Rettung aus den Klauen jener Tieger. Ich reichte ihm meine Hand. Er hat Wort gehalten, und war eben im Begriff den ganzen Schreckensplan des Ordens zu enthüllen, nur war er um Mittel verlegen, wie er sich dann gegen die Rache jener Krypto-Jesuiten sichern sollte, als der Tod ihm im Blitze entgegen kam, und ihn mit so manchem vortreflichen Anschlage für das Wohl der Menschheit vernichtete.

Sie ward von meiner Mutter unterbrochen. Gräfin, sagte sie, von einem Orden sprachen Sie vorhin, den Sie als Kind gehabt haben?

Hier ist er, sagte sie, und legte ein goldnes Kreuzgen auf den Tisch.

Meine Mutter erschrack, und ohne etwas zu sagen, zog sie ihr das Kleid vom linken Arm und entdeckte ein Muttermaal in der Gegend der Schulter.

Sie haben Ihre Eltern wieder gefunden, Gräfin! rief sie aus —

Umarmen Sie Ihre Tochter, sagte sie zum Vater — unsre verlorne, vielbeweinte Amalie.

Ich sank ihr sprachlos in die Arme... Eine Schwester hatte ich gefunden, und eine Geliebte verloren, denn das war sie meiner Seele geworden.

Der Herzog war von allem benachrichtigt worden; allein theils seine Schwärmerey, die im Orden bis zum höchsten Grade gereizt worden war, theils seine geschwächte Gesundheit, ließen nur nachtheilige Folgen

von der heftigen Gemüthserſchütterung über die fürchterliche Entdeckung ahnen. Der Unglückliche, dem jetzt die Gefahr ſo plötzlich enthüllt wurde, in der er ſchwebte, war von der zu ſchnellen Aufklärung — ſchwermüthig, und mußte in der Folge ſeine Regierung an eine Nebenlinie des Hauſes abtreten. Dieſes lag im Plane des Ordens, der auch noch in ſeiner Vernichtung ſeinen fürchterlichen Zweck erreicht hatte.

In heitern Stunden ſchrieb er Briefe der ſüßeſten Schwermuth an Amalien, die ſich einſam auf einem

Landsitze verzehrte, und kaum ein Jahr nach jener furchtbaren Katastrophe überlebte, wo sie zur friedlichen Gruft getragen wurde. Gott! welchen Jammer, welche Unordnung brachte jene finstere Rotte betrügerischer Bösewichter über unser Haus und so manchen glücklichen Staat.

Thränen traten mir in die Augen, da ich die Feder ergreife, jene letzten Schicksale eines erlauchten Hauses nieder zu schreiben, das ein Opfer jener boshaften Gaukler wurde. Aber das Wohl der Menschheit fodert es von mir, vor Gefahren zu warnen,

die den Staaten Europas den Untergang drohen.

Mehr als eine Million Menſchen ſind in der Welt, am Gängelbande des Betrugs und der Liſt geführt worden; ſie ſind mehrentheils unter dem Namen myſtiſcher Geſellſchaften bekannt. Eine Menge redlicher und tugendhafter Menſchen, die der Hang, Wahrheit im myſtiſchen Geſellſchaften zu ſuchen, und die Hoffnung, ſie dort zu finden, anlockt, ſehn im Dunkeln, und erwarten Licht in der Finſterniß. Als Freunde der Unſchuld ſehen ſie die Gefahren nicht, die ſie

umgeben, ſie werden von unbekannten Obern wie Kinder geführt, getäuſcht durch falſche Erwartungen. Man mißbraucht die Leichtgläubigkeit der Frommen und bedient ſich des Arms der Unſchuld zu ungerechten Thaten.

Ich erröthe nicht, daß ich in einer Geſellſchaft von Brüdern war, wo ich ſo oft den herrlichſten Tugenden der Menſchheit im ſtillen opfern ſah; ich lernte da die beſten der Sterblichen kennen. Aber ſie wurden geleitet durch die Hoffnung, Weisheit und Wiſſenſchaften zu finden, und mit einer ewigen Erwartung getäuſcht.

Wie ſchauderte ich zurück, als ich einen Blick in das Unterſte des Tempels warf, den falſche Verehrer des Lichts aufbauten.

Da ſah ich kalte Obere, die Staatsplane entwarfen, Welten regieren wollten, und Entwürfe ihres Eigennutzes durchſetzten; höhniſch lächelten ſie über die täubelnde Tugend, der das Auge in niedern Graden verbunden war. Noch nicht kühn genug, weil die Anzahl der Böſen zu wenig war, ſich der Welt zu entdecken, verhüllten ſie ſich noch in die Larve der Tugend, und dicke Wolken unverſtänd-

licher Myſterien verhüllten ihre ſchwarze Abſicht.

Sie zogen ſich Zöglinge und Theilnehmer unter dem Scheine der Tugend, und verhüllten ihre Abſichten unter hieroglyphiſchen Symbolen, die ſie den Weiſen des Alterthums geraubt hatten.

Das heilige Pentagon der Alten iſt zertrümmert, aus den Kindern des Lichts ſind Söhne der Finſterniß geworden, das Gebäude des unſterblichen Vako iſt geſunken, und Schlangen verſtecken ſich unter ſeine Ruinen.

Im Heiligthume der Myſterien findet man nicht mehr die großen Geheimniſſe der Prieſter der Natur, die den Eingeweihten zum Weiſen bildeten; Staatsplane werden dort ausgebrütet, um Univerſal-Monarchieen zu errichten, um Revolutionen unter den Menſchen zu verurſachen, um eine Hydra auf den Thron zu ſchwingen, unter deren Despotendrucke die Menſchheit ſchmachten ſoll.

So ſpielen einige ſeit Jahrhunderten ungeſtraft mit Millionen von Menſchen.

Monarchen! Menschen! es ist Zeit! es ist hohe Zeit! Nehmt die Binde von euern Augen, zerreißt die Sklavenkette, die euch frömmelnde Bösewichter unter dem trügenden Scheine, die Religion als politisches Zwangsmittel zu benutzen, gegen Wahrheit und Aufklärung anlegen; ergreifet die Fackel der Vernunft, beleuchtet ihre heuchlerischen Larven und Phantome, dringt mit ihr in jene Mördergruben des Verstandes, wo sich Fanatismus, Despotie und Aberglaube die schrecklichsten Opfer schlachtet, durchleuchtet die finstern Gewölbe ihrer vorgeblichen Mysterien.

Nehmt jeden Gutdenkenden, jeden Edeln, den ihr geprüft habt, in Schutz gegen den Nepotismus jener Schwärmer.

Es sind wenig mystische Gesellschaften, die nach dem Endzwecke der Institution der Edeln arbeiten, sich der Gottheit zu nahen; die Tugend an die Stelle der Gleisnerey, und die Wahrheit an die Stelle des Irrthums, und Grundsätze an die Stelle der Vorurtheile zu stellen, war ihre erste Beschäftigung; den Menschen zu überzeugen, daß einer dem andern nothwendig ist, daß wir alle Men-

schen und Brüder sind, ihre Arbeiten. Viele Gute in niedern Graden glauben dieses noch zu finden, da oft verdeckte Obere ganz andre Pläne ausbrüten.

Es ist Zeit, den Vorhang zu zerreißen, auf den die Tugend gemalt ist, die der Redliche ansieht und bewundert, während auf dem Theater sich die Schauspieler rüsten, den Brand von Karthago vorzustellen.

Ende.